A. Lat. a.
1611.

Digitized by Google

845 m
1611

(Plautus)

Geppert

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber den

Codex Ambrosianus

und

seinen Einfluß

auf die Plautinische Kritik

von

C. E. Geppert, Dr. ph.
außerordentlichem Professor an der Universität Berlin.

Leipzig.
T. O. Weigel.
1847.

1. 61. a. 845 m

Planten

Digitized by Google

Ueber den

Codex Ambrosianus

und

seinen Einfluß

auf die Plautinische Kritik

von

C. E. Geppert, Dr. ph.
außerordentlichem Professor an der Universität Berlin.

Leipzig.
T. O. Weigel.
1847.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Es sind nun bereits über dreißig Jahre vergangen, seit der Cardinal Mai dem gelehrten Publicum die Auffindung einer neuen Plautinischen Handschrift verkündete, ohne daß wir, so oft auch späterhin von ihr öffentlich die Rede gewesen ist, erfahren haben, was die Critik des Textes eigentlich von dieser Entdeckung im Großen zu erwarten hat. Denn Herr Professor Ritschl, der es sich sehr angelegen sein ließ, das Unzulängliche in dem Verfahren seines Vorgängers hervorzuheben, hat sich zwar in einem ausführlichen Briefe an Gottfried Hermann, der in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft v. J. 1837 No. 91 ff., abgedruckt worden ist, über äußere und innere Form des Codex, wie über die kritischen Grundsätze, zu denen er sich durch die Textesgestaltung desselben berechtigt glaubte, verbreitet, aber er ist uns bis jetzt die Beweise für die von ihm aufgestellten Behauptungen schuldig geblieben. Denn was hilft es uns, daß er von der regelmäßigen Einrichtung des ursprünglichen Plautuscodex, wie von der unregelmäßigen Gestalt des späteren Codex der Bibelvulgate spricht und aus der ersteren auf Lücken in unserm Text schließt, aus der andern die Erklärung einer historischen Nachricht versucht, die er auf anderm Wege nicht erklären zu können eingesteht, wenn er es sowohl versäumt uns die 88 regelmäßigen Quaternionen des ersten, wie die 30 unregelmäßigen Ternionen, Quaternionen und Quinionen des späteren Codex, die er annehmen zu müssen glaubt, in ihrer Vollständigkeit vorzuführen, da doch nur der Ueberblick des Ganzen dem Leser die Ueberzeugung für die Richtigkeit des Einzelnen hätte verschaffen können? Was hilft es uns, daß er deshalb den Hiatus aus den Versen des Dichters vertreiben will, weil dieser durch die Lesarten des Codex Ambrosianus an vielen Stellen aufgehoben wird? Mußten wir nicht vielmehr erwarten, daß er uns wenigstens die wichtigsten Fälle dieser Art vorführte? Und wenn er sie, wie es scheint, alle für gleich wichtig hielt, wäre es nicht wünschenswerth gewesen, wenigstens in Einem Stück des Dichters diese Erscheinung zu verfolgen, damit man ihrem Grunde nachforschen konnte? Was hilft uns endlich seine Erklärung, daß ihm die eigenthümlichen Versabtheilungen des C. A. in den sogenannten lyrischen Stellen „wunderlich und befremdlich" vorgekommen wären, wenn wir aus dem, was er davon mittheilt, die Ueberzeugung gewinnen, daß er dieselben entweder gar nicht verstanden, oder da, wo er sie verstand, mit Unrecht

Digitized by Google

verworfen hat? — Da nun seit der Bekanntmachung jenes Briefes bereits aufs Neue beinahe zehn Jahre vergangen sind, ohne daß die dort ausgesprochenen Ansichten ihre Begründung erhalten haben, so habe ich es für nöthig erachtet, in dieser für die Critik so überaus wichtigen Angelegenheit als Correferent aufzutreten und die Sachlage so darzustellen, wie sie mir vorgekommen ist. Ich werde daher, der in dem oben erwähnten Schreiben befolgten Ordnung gemäß, zunächst von der Einrichtung der Bibelvulgate, dann von dem Text des Plautus und zuletzt von den Consequenzen sprechen, die für die Critik daraus zu ziehn sind. Zunächst also von dem Gesammtcodex! —

Der Cardinal Mai fand, als er zu Anfang dieses Jahrhunderts noch Abbate und Vicepräfect an der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand war, unsern Palimpsesten in einer Weise zusammengesetzt, wie es Bücher dieser Art öfters sind. Das heißt: der Schreiber der Bibelvulgate hatte dazu die verschiedensten Elemente benutzt und diese in eine ganz willkürliche Verbindung gebracht. Auf diese Weise sah man eine bedeutende Anzahl von Blättern, deren Ueberschrift sie als Fragmente eines Plautuscodex auswies, andre, die einem Codex des Seneca angehörten, drittens endlich solche, deren Inhalt, da sie ohne alle Ueberschrift und hinlänglich erkennbare Spuren des ursprünglichen Textes waren, überhaupt nicht mehr ermittelt werden konnte. So namentlich drei Blätter, es sind p. 451—52, 461—62 und 209—10, welche Mai mit der Aufschrift **Frammenti di Esdra e Nehemia** unter besonderm Umschlag beiseite legte. Er paginirte daher, um sich eine vorläufige Uebersicht zu verschaffen, den Text der Bibelvulgate, ohne dabei auf den ursprünglichen Inhalt der Blätter Rücksicht zu nehmen, noch auf dies Geschäft überhaupt Sorgfalt zu verwenden, denn auf p. 321—22, was mit 311—12 zusammenhängt, fehlt die Bezifferung, p. 445—46 kommt zwei Mal vor, mit p. 465—66, 467—68, 469—70 hängen noch vier andre Blätter zusammen, die überhaupt nicht mit in die Reihe der bezifferten aufgenommen sind, denn auf p. 469—70, ein Blatt, das zum Mercator gehört, kommt nach Mai sogleich p. 471—72, ein Blatt aus dem Seneca, und ganz ebenso verhält es sich mit einem Blatt aus den Menächmen, das mit p. 427—28 des Miles und einem andern aus dem Rudens, das mit p. 425—26 desselben Stückes zusammenhängt. Außerdem sind noch vier einzelne Blätter und der untere Theil eines fünften und sechsten vorhanden, ebenfalls ohne Ueberschrift, früheren Text und Bezifferung, und endlich, um Alles zu erschöpfen, drei zerschnittne, für sich besonders eingewickelte Papierstreifen, welche die letzten drei Verse des Poenulus enthielten.

Von dieser ungleichartigen, vielleicht nicht einmal in ihrer Integrität vorliegenden Masse von Blättern, die alle zur Bibelvulgate gehörten, hat nun H. Ritschl, a. a. O. S. 744, die Meinung aufgestellt, sie habe dereinst nur aus Ternionen, Quaternionen und Quinionen bestanden, ja er ist noch weiter gegangen und hat, Parerg. p. 258, aus der Correspondenz einzelner Blätter in einem dieser Quinionen auf ein ursprüngliches Zusammengehören derselben geschlossen und

Digitized by Google

seinen Inhalt in Folge deſſen erklärt. Ich werde dagegen zunächſt durch die Mittheilung des Ganzen darthun, daß, wenn die Bezifferung Mai's im Ganzen richtig und nichts dabei übergangen iſt, was ſich nicht noch von ſeinem Nachfolger nachholen ließe, der Codex der Bibelvulgate keineswegs allein aus den bezeichneten Blätterlagen beſtand, ſondern daß ſich auch zwiefach zuſammengelegte Blätterpaare, Binionen, und namentlich, was für den in Rede ſtehenden Punkt beſonders von Wichtigkeit iſt, vereinzelte Blätter ohne alle Correſpondenz finden. Um indeſſen der Vermuthung, als ob dabei irgend etwas von meiner Anordnung abhinge, entgegenzutreten und dem Leſer den thatſächlichen Beſtand klar vor Augen zu legen, werde ich nur diejenigen Blätter, die heute noch mit einander zuſammenhängen, verbinden und Alles, was auf Schlüſſe aus der Analogie hinausgeht, ſeinem Ermeſſen überlaſſen. Die Geſtalt der Bibelvulgate aber iſt, wenn man das von Mai unrichtig bezeichnete und die von ihm übergangnen Blätter, ſo weit dies möglich iſt, mit in den Text aufnimmt, folgende:

I. p.
1 — 2 Trinummus.
3 — 4 Truculentus.
5 — 6 Poenulus.
7 — 8 Trinummus.
9 — 10 Trinummus.
11 — 12 Poenulus.
13 — 14 Truculentus.
15 — 16 Trinummus.

II. p.
17 — 18 Trinummus.
19 — 20 Trinummus.
21 — 22 Truculentus.
23 — 24 Poenulus.
25 — 26 Poenulus.
27 — 28 Truculentus.
29 — 30 Trinummus.
31 — 32 Trinummus.

III. p.
33 — 34 Poenulus.
35 — 36 Trinummus.
37 — 38 Trinummus.
39 — 40 Trinummus.
41 — 42 Trinummus.
43 — 44 Trinummus.
45 — 46 Trinummus.
47 — 48 Poenulus.

Digitized by Google

IV. p.

49 — 50 . . . .
51 — 52 Stichus.
53 — 54 Stichus.
55 — 56 Miles.
57 — 58 Stichus.
59 — 60 Stichus.
61 — 62 Miles.
63 — 64 Stichus.
65 — 66 Stichus.
67 — 68 Stichus.

V. p.

69 — 70 Casina.
71 — 72 Mostellaria.
73 — 74 Stichus.
75 — 76 Stichus.
77 — 78 Mostellaria.
79 — 80 Casina.

VI. p.

81 — 82 Casina.
83 — 84 Mercator.
85 — 86 Casina.
87 — 88 Casina.
89 — 90 Casina.
91 — 92 Casina.
93 — 94 Mercator.
95 — 96 Casina.

VII. p.

97 — 98 Rudens.
99 — 100 Pseudolus.
101 — 102 Persa.
103 — 104 Persa.
105 — 106 Persa.
107 — 108 Persa.
109 — 110 Pseudolus.
111 — 112 Rudens.

VIII. p.

113 — 114 Persa.
115 — 116 Pseudolus.
117 — 118 Pseudolus.
119 — 120 Pseudolus.
121 — 122 Pseudolus.
123 — 124 Pseudolus.
125 — 126 Pseudolus.
127 — 128 Persa.

Digitized by Google

IX. p.

129 — 130 Persa.
131 — 132 Pseudolus.
133 — 134 Pseudolus.
135 — 136 Pseudolus.
137 — 138 Pseudolus.
139 — 140 Pseudolus.
141 — 142 Pseudolus.
143 — 144 Persa.

X. p.

145 — 146 Pseudolus.
147 — 148 Pseudolus.
149 — 150 Stichus.
151 — 152 Persa.
153 — 154 Persa.
155 — 156 Stichus.
157 — 158 Pseudolus.
159 — 160 Pseudolus.

XI. p.

161 — 162 Poenulus.
163 — 164 Pseudolus.
165 — 166 Pseudolus.
167 — 168 Stichus.
169 — 170 Stichus.
171 — 172 Pseudolus.
173 — 174 Pseudolus.
175 — 176 Poenulus.

XII. p.

177 — 178 Epidicus.
179 — 180 Cistellaria.
181 — 182 Epidicus.
183 — 184 Epidicus.
185 — 186 Epidicus.
187 — 188 Epidicus.
189 — 190 Cistellaria.
191 — 192 Epidicus.

XIII. p.

193 — 194 Mercator.
195 — 196 Epidicus.
197 — 198 Cistellaria.
199 — 200 Mostellaria.
201 — 202 Mostellaria.
203 — 204 Cistellaria.
205 — 206 Epidicus.
207 — 208 Mercator.

Digitized by Google

XIV. p.
209 — 210 . . . .
211 — 212 Menaechmi.
213 — 214 Mercator.

XV p.
215 — 216 Miles.
217 — 218 Captivi.
219 — 220 Captivi.
221 — 222 Miles.

XVI. p.
223 — 224 Poenulus.
225 — 226 Truculentus.
227 — 228 Poenulus.
229 — 230 Poenulus.
231 — 232 Poenulus.
233 — 234 Poenulus.
235 — 236 Truculentus.
237 — 238 Poenulus.

XVII. p.
239 — 240 Bacchides.
241 — 242 . . . .
243 — 244 . . . .
245 — 246 Vidularia.
247 — 248 Vidularia.
249 — 250 Bacchides.
251 — 252 Bacchides.

XVIII. p.
253 — 254 Trinummus.
255 — 256 Trinummus.
257 — 258 Poenulus.
259 — 260 Poenulus.
261 — 262 Poenulus.
263 — 264 Poenulus.
265 — 266 Trinummus.
267 — 268 Trinummus.

XIX p.
269 — 270 Miles.
271 — 272 Stichus.
273 — 274 Stichus.
275 — 276 Miles.
277 — 278 Stichus.
279 — 280 Stichus.
281 — 282 Miles.
283 — 284 Stichus.
285 — 286 Stichus.
287 — 288 Miles.

Digitized by Google

XX. p.
289 — 290 Miles.
291 — 292 Casina.
293 — 294 Casina.
295 — 296 Mostellaria.
297 — 298 Cistellaria.
299 — 300 Cistellaria.
301 — 302 Mostellaria.
303 — 304 Casina.
305 — 306 Casina.
307 — 308 Miles.

XXI. p.
309 — 310 Cistellaria.
311 — 312 Cistellaria.
313 — 314 Epidicus.
315 — 316 Epidicus.
317 — 318 Epidicus.
319 — 320 Epidicus.
(321—322) Cistellaria.
323 — 324 Cistellaria.

XXII. p.
325 — 326 Persa.
327 — 328 Persa.
329 — 330 Persa.
331 — 332 Poenulus.
333 — 334 Poenulus.
335 — 336 Persa.
337 — 338 Persa.
339 — 340 Persa.

XXIII. p.
341 — 342 Pseudolus.
343 — 344 Poenulus.
345 — 346 Pseudolus.
347 — 348 Poenulus.
349 — 350 Poenulus.
351 — 352 Pseudolus.
353 — 354 Poenulus.
355 — 356 Pseudolus.

XXIV. p.
357 — 358 Casina.
359 — 360 Mercator.
361 — 362 Miles.
363 — 364 Casina.
365 — 366 Casina.
367 — 368 Miles.
369 — 370 Mercator.
371 — 372 Casina.

Digitized by Google

XXV. p.

373 — 374 Rudens.
375 — 376 Seneca.
377 — 378 Rudens.
379 — 380 Miles.
381 — 382 Miles.
383 — 384 Rudens.
385 — 386 Seneca.
387 — 388 Rudens.

XXVI. p.

389 — 390 Pseudolus.
391 — 392 Menaechmi.
393 — 394 Pseudolus.
395 — 396 Pseudolus.
397 — 398 Pseudolus.
399 — 400 Pseudolus.
401 — 402 Menaechmi.
403 — 404 Rudens.

XXVII. p.

405 — 406 Pseudolus.
407 — 408 Miles.
409 — 410 Menaechmi.
411 — 412 Menaechmi.
413 — 414 Menaechmi.
415 — 416 Menaechmi.
417 — 418 Miles.
419 — 420 Pseudolus.

XXVIII. p.

421 — 422 Miles.
423 — 424 Menaechmi.
425 — 426 A. Rudens.
427 — 428 A. Miles.
427 — 428 B. Menaechmi.
425 — 426 B. Rudens.
429 — 430 Menaechmi.
431 — 432 Miles.

XXIX. p.

433 — 434 Miles.
435 — 436 Miles.
437 — 438 Rudens.
439 — 440 Menaechmi.
441 — 442 Menaechmi.
443 — 444 Rudens.
445 — 446 A. Miles.
445 — 446 B. Miles.

Digitized by Google

XXX. p. 447 — 448 Mostellaria.
449 — 450 Seneca.
451 — 452 ....
453 — 454 Mostellaria.
455 — 456 Menaechmi.
457 — 458 Menaechmi.
459 — 460 Mostellaria.
461 — 462 ....
463 — 464 Mostellaria.

XXXI. p. 465 — 466 A. Epidicus.
467 — 468 A. Mercator.
469 — 470 A. Mercator.
469 — 470 B. Mercator.
467 — 468 B. Mercator.
465 — 466 B. Epidicus.

XXXII. p. 469 — 470 C. Rudens.
471 — 472 Seneca.
473 — 474 Seneca.

Hieraus geht hervor, daß der Codex der Bibelvulgate auf das Unregelmäßigste zusammengesetzt war, denn neben 22 Quaternionen finden sich 3 Quinionen, IV, XIX und XX, zwei Ternionen, V und XXXI, zwei Binionen, XV und XXXII, wenn anders die Blätter 471—72 und 473—74 des Seneca in unmittelbarer Folge gestanden haben, wie Ritschl Par. p. 305 angiebt, und ein correspondirendes Blatt zu 469—470 C verloren gegangen ist, und drei Blätterlagen, von denen die eine, XIV, drei, die zweite, XVII, sieben, die dritte, XXX, neun Blätter enthält. Denn mag man auch annehmen, daß dereinst p. 209—10, auf dem sich keine Ueberschrift noch Spuren eines früheren Textes finden, zu den Menächmen gehört und mit p. 211—12 zusammengehört habe, so bleibt doch p. 213—14 ohne alle Correspondenz. Ganz dasselbe aber ist der Fall mit p. 449—50, ein Blatt aus dem Seneca (Par. p. 305) und unter XVII ist entweder p. 241—42 oder p. 243—44, zwei Blätter, deren früherer Inhalt ebenfalls unerfindlich ist, vereinzelt, wenn diese nicht etwa mit p. 249—50 und p. 251—52 zusammenhingen, so daß p. 239—40 ohne Correspondenz bleibt.

So stehn die Dinge, wenn, wie gesagt, Mai's Paginirung nicht so ganz willkürlich und planlos ausgefallen ist, daß sich heute noch die von ihm übersehnen oder falsch bezeichneten Blätter an ihrer Stelle einschieben lassen. Sollten dagegen die oben zum Schluß der Aufzählung angeführten sechs Blätter ohne Ueberschrift, Text und Bezifferung aus der Mitte der vorliegenden genommen sein, oder sollte Mai die Handschrift überhaupt nicht in ihrer Integrität vorgefunden haben, so würde jeder Versuch, den Inhalt oder die Einrichtung derselben zu bestimmen, von vorne herein unmöglich sein.

Digitized by Google

Wenden wir uns jetzt zu dem speciellen Fall, dessen Evidenz von der Einrichtung des Codex abhängt. Unter den vielen vereinzelten Blättern, die sich heute in demselben vorfinden, hat Mai auch eins gefunden — es ist p. 49—50 — welches auf seiner Rückseite die Didaskalie einer Römischen Comödie enthält, zu der, wie der Text ausdrücklich besagt, die Adelphoi des Menander das Vorbild abgegeben haben. Da nun die Adelphoi des Menander bekanntlich von Terenz in seinen Adelphi übertragen worden sind und es auch nicht glaublich ist, daß irgend ein Römischer Dichter vor oder nach Terenz dasselbe Stück auf die Bühne brachte, so schloß Mai, wenn man dies anders noch einen Schluß nennen kann, daß eine Didaskalie zu den Adelphi wirklich zu den Adelphi gehörte und zu keinem andern Stück, eine Wahrnehmung, die von Ritschl, Z. f. A. a. a. O. S. 745, „als ein gänzlicher Irrthum Mai's" bezeichnet wurde. Dieser glaubte nämlich das in Frage stehende Stück durchaus dem Plautus vindiciren zu müssen, wenn schon sich unter allen innern Gründen — und von diesen sollte doch bei wissenschaftlichen Untersuchungen wohl die Entscheidung hauptsächlich ausgehn! — kein einziger fand, der nicht die größten Bedenken gegen sich hatte.

Zunächst nämlich stimmen, wenn er, nach Windischmanns Vorgange, die Aufführung des fraglichen Stückes ins Jahr 553 setzt, die Vornamen eines Aedils und eines Consuls nicht, ein Widerspruch, der durch die Bemerkung beseitigt wird, daß Varianten der abgekürzten Pränomina häufig sind. (Par. p. 253). Zweitens leuchtet die Unwahrscheinlichkeit ein, daß Plautus jemals die Adelphoi des Menander übertragen hat, doch, abgesehn davon, daß dem Schreiber des Palimpsests der Name des Menander statt eines anderweitigen in die Feder gekommen sein kann, springt unserm Critiker sogleich die „palaeographische Leichtigkeit" in die Augen, durch die sich die von K. F. Hermann vorgeschlagne Substituirung der Philadelphoi statt der Adelphoi empfiehlt (Par. p. 274), wenn schon man allerdings in dem von ihm selbst mitgetheilten Abdruck beim ersten Blick erkennt, daß für die vier ausgefallnen Buchstaben im Text kein Raum mehr ist, und an dieser Stelle wird Ritschl durch die Wahrnehmung „überrascht," daß unter den geringfügigen Fragmenten der Philadelphoi des Menander kein einziges ist, welches nicht von einer Person hätte gesprochen werden können, die in dem verloren gegangenen Original des Plautinischen Stichus hätte vorkommen können, vorausgesetzt, daß man die Billigkeit mitbringt, nicht wörtliche Uebersetzung zu verlangen. (Par. p. 275). Auf diese Weise erhält das Stück eine dreifache Taufe: Menander nannte es *Φιλάδελφοι*, Plautus nannte es Stichus, Ritschl nennt es „die beiden sich liebenden Geschwisterpaare," denn daß dieß in dem Wort *φιλάδελφοι* ausgedrückt sein kann, wird man ihm sprachlich nicht zugeben können. Die letzte Schwierigkeit, die uns bei dieser Entdeckung entgegentritt, daß nämlich der Stichus in seiner ganzen Composition, oder richtiger in dem Mangel aller guten Composition, „unsre Vorstellung von Menandrischer Kunst," wie Ritschl sagt, „in einer überraschenden Weise ergänzt," wird dadurch beseitigt, daß man überhaupt gar

Digitized by Google

nicht anzunehmen brauchte, die dramatische Anlage des griechischen Stückes wäre von der des römischen nicht verschieden gewesen (p. 280).

Wer verliert nicht alle Hoffnung auf einen guten Ausgang, wenn er sich auf einer Abhandlung von dreißig Seiten in dies Labyrinth der verworrensten Conjecturen verirrt und bemerkt, daß der Faden der Ariadne, der ihm aus den finstern Irrgängen wieder an's Tageslicht helfen sollte, gerade an der Stelle abreißt, wo er hätte angeknüpft werden sollen? Denn dies Alles ist ja nur deshalb wahrscheinlich, weil es unumstößlich feststeht — ich übertreibe nicht! Man vergleiche Par. p. 258 und 261 — daß im Text der Bibelvulgate, die weder Ritschl noch Mai gelesen hat, p. 49—50 mit 67—68 zusammengehörte, denn wenn er auch noch nachweist, daß zu p. 67—68 im Stichus ein andres Blatt verloren gegangen ist, das den Quaternio ergänzte, so geschieht dies wirklich, wie er selbst (p. 260) richtig bemerkt, „zum Ueberfluß," oder folgt daraus, daß das verlorne Blatt gerade p. 49—50 sein mußte? — Angenommen aber, daß p. 49—50, wie es die Bezifferung von Mai wahrscheinlich macht, in der Bibelvulgate zu p. 67—68 gehört: nöthigt uns dies auch nur im Entferntesten zu dem Schluß, daß es in dem Plautinischen Codex auch so gewesen sein muß? Ein Librarius, der, wie wir gesehn haben, Lagen nicht nur aus vier, sechs, acht und zehn, sondern gelegentlich auch aus drei, sieben und neun Blättern machte, der fromme Schreiber der Bibelvulgate, dessen Interesse es war, nicht nur sein Buch zu schreiben, sondern auch den heidnischen Autor so viel als möglich zu zerstören, das wäre der Mann, dem man Subtilität genug zutrauen könnte, um kein Blätterpaar in seinen Codex aufzunehmen, das nicht schon ursprünglich zusammengehangen hatte? — Er hat mehr als einmal das Hinterste zum Vordersten gemacht. So geht der Text, der auf p. 315—16, einem Blatt des Epidicus, steht, keineswegs dem voran, der auf p. 317—318 steht, sondern er folgt ihm: man sieht, das Blatt ist umgekehrt gebrochen. Ganz derselbe Fall wiederholt sich bei p. 191—92, das vor 177—78, bei 93—94, das vor 83—84 vorhergeht, und wie Ritschl Par. p. 305 bemerkt, bei p. 473—74 und 471—472: warum also sollte der Librarius nicht gelegentlich auch zwei Blätter an einander kleben, die niemals zusammengehört haben? Wer den codex Ambrosianus gesehn hat und dies als „unwiderlegliche Entscheidung," als „unumstößliches" Resultat seiner Untersuchung hinstellen kann, der muß seine Einrichtung, wie freilich auch die obige Mittheilung zeigt, sehr ungenau studirt haben.

Es giebt Prediger, die die Kanzel mit der Ankündigung zu besteigen pflegen, daß sie von Gott und göttlichen Dingen nichts verständen und Schelling hat irgendwo sehr richtig bemerkt, daß man sich unter solchen Umständen nur darüber wundern könnte, weshalb sie denn davon sprächen. Viel anders macht es Herr Ritschl nicht, wenn er gleich zu Anfang seiner Untersuchung das Geständniß ablegt, daß er den einzigen Punkt, der ihm über die Bedeutung des in Rede stehenden Blattes Aufschluß geben konnte, nicht hätte ermitteln können, d. h. den Inhalt

Digitized by Google

dessen, was auf der Vorderseite des Blattes gestanden hat, auf dessen Rückseite die Didaskalie steht. „Wären," sagt derselbe, „die hier mehrfach durchschimmernden Buchstabenspuren nur irgend lesbar gewesen, so hätte sich das Stück, zu dem die Didaskalie gehörte, von selbst ergeben, da sich die Reihenfolge aller Stücke des Plautinischen Palimpsests aus den Zahlensignaturen der ursprünglichen Quaternionen mit völliger Sicherheit nachweisen läßt. Allein da selbst die angestrengteste Bemühung auch nicht einen Versanfang oder Versschluß zu entziffern im Stande war," so wird aus dem angeführten Grunde, weil nämlich S. 50 den Titulus des Stichus enthält, als „unumstößlich fest" hingestellt, S. 49 enthielte den Schluß des Rudens (Par. 261).

Hier muß ich den Berichterstatter anklagen. Es mag sehr schwer sein, mit Bestimmtheit zu behaupten, was an irgend einer Stelle des C. A. gestanden hat, denn man kann das Meiste nur dann erst lesen, wenn man es zuvor errathen hat, aber es ist, wie Ritschl selbst Z. f. A. S. 740 bemerkt hat, beinahe unter allen Umständen sehr leicht, zu sagen, was nicht dagestanden hat, denn die dürftigsten Reste halbverloschner Buchstaben sind doch noch im Stande, eine falsche Conjectur zu widerlegen: selbst ein Schimmer von Wahrheit vernichtet auch das glänzendste Trugbild. Nun hätte Ritschl aber auch bei der oberflächlichsten Vergleichung mit dem Text des Plautus augenblicklich erkennen müssen, daß das Ende des Rudens auf S. 49 nimmermehr gestanden haben kann, denn die „mehrfach durchschimmernden Buchstabenspuren" zeigen in ihrer ganzen Stellung und Bedeutung noch auf's Deutlichste von dem Text des Plautus an dieser Stelle die vollständigste Verschiedenheit. Dies hätte sich unser Critiker zuvörderst klar machen und ehrlich eingestehn müssen: dann wäre er zu dem sichern Resultat gekommen, daß auch p. 50 nicht eine Didaskalie zum Stichus enthalten haben kann.

Es giebt noch eine andre, ebenfalls negative Bemerkung, welche Ritschl wohl hätte machen können — denn ich verlange nicht, daß er wissen soll, was auf p. 49 gestanden hat: er soll uns vielmehr nur sagen, was dort nicht steht — dies ist die, daß dem Blatt die Ueberschrift fehlt. Ganz allein aus diesem Umstande kann derjenige, der den C. A. kennt, schon mit Wahrscheinlichkeit abnehmen, daß das vorliegende Blatt nicht zum Plautus gehört, denn alle andern zum Plautus gehörigen Blätter haben in der Regel die Ueberschrift des Autors auf der einen, die des Stückes auf der andern Seite, wenn nicht die Ueberschrift eines längeren Titels vom Stück auf beide Seiten vertheilt ist und die des Autors verdrängt hat, oder wenn nicht etwa eine Seite ganz ohne den Text der Comödie geblieben ist, wo dann natürlich keine Ueberschrift derselben gemacht werden konnte. Hier aber läßt sich mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Titel des Rudens, der sich auf allen übrigen Vorderseiten der zu dieser Comödie gehörigen Blätter findet, auf S. 49 allein nicht gefehlt haben wird.

Wir sind zu dem Resultat gekommen, daß p. 50 die Didaskalie zum Stichus nicht enthalten konnte, weil p. 49 nicht das Ende des Rudens enthält. Sollte

Digitized by Google

sich nun nicht erfahren lassen, was dort gestanden hat? Ritschl hat es, wie er sagt, mit der angestrengtesten Bemühung seiner Augen nicht ermitteln können: versuchen wir es mit etwas Nachdenken und es kann unmöglich so schwer sein, den Inhalt dieser Seite eines Blattes zu erforschen, dessen andre Seite so laut für sich selbst spricht. Was kann am Ende auf p. 49 Anderes gestanden haben als entweder der Schluß des Heautontimorumenos oder der der Hecyra? des Heautontimorumenos, wenn die Comödien des Terenz in jenem Codex in der Weise auf einander folgten, wie es bei uns noch heute der Fall ist, der Hecyra, wenn sie so geordnet waren, wie es im codex Bembinus geschehn ist. Dort nämlich ist die Reihenfolge: Andria, Eunuchus, Heautontimorumenos, Phormio, Hecyra, Adelphi, und hierauf bezieht sich, beiläufig gesagt, jene Angabe: Facta est prima, secunda etc. die man späterhin mißverstand und in acta est änderte, als die Reihenfolge der Comödien geändert wurde und weder Phormio das vierte, noch Adelphi das sechste Stück war. Welches von beiden aber auf dieser Seite stand, wird der geneigte Leser auch ohne Autopsie erkennen, wenn ich ihm sage, daß sich aus den Fragmenten des dortigen Textes in den letzten 15 Zeilen des Blattes folgende Worte erkennen lassen:

5 . . . . . EUENTURAM . . . .
6 SENTENTIA
7 . LICET
8 . . . . UOSAGITIS
9 . . . . . NESCIS
10 . . KODIEPROFUERISMIKI . . .
11 EXTRAXERIS
12 IMMO . . SCIO . . . . . .
13 SATIS . .
14 . TEMEREQUICQUAM . . . . . .
15 USUSSIT
16 SEQUERE . . MEINTRO . . . .
17 PLUSKODIE . .
18 FECI . . . . . .
19 UMQUAM. PLAUDITE.

Ich mache noch darauf aufmerksam, daß die Worte sequere und me intro Z. 16 nicht unmittelbar auf einander folgen. Was dazwischen gestanden hat, ist mir nicht mehr erkennbar gewesen. Die beiden letzten Verse sind, wie man sieht, wegen der Veränderung des Rhythmus etwas eingerückt.

Werfen wir nun einen Blick auf p. 50, wie uns ihr Inhalt von Ritschl vorgeführt wird, so finden wir im Grunde nicht viel mehr, als Mai bereits mitgetheilt hatte, denn wenn Ritschl Par. p. 262 behauptet, das ADELPKOI von Mai wäre falsch und hieße ADELPKOE, so kann man nur zugeben, es sei unerweislich, denn die obere Hälfte des letzten Buchstaben ist von dem darüber gesetzten Text bedeckt,

Digitized by Google

so daß man nicht mehr unterscheiden kann, ob es ein E oder I gewesen ist, da das E im C. A. keine breiteren Querstriche hat als das I. Ganz ebenso steht es mit dem dritten Buchstaben des Wortes BA. BIO, den Mai für ein L, Ritschl dagegen für ein E nimmt: in Z. 11 dagegen hat Mai keineswegs das I für ein C genommen, sondern er hat von dem angeblichen C, das überhaupt sehr undeutlich ist und unmittelbar vor PUBLILIUS steht, nichts aufgenommen, seine Stelle nur angedeutet und das danebenstehende I, welches vollkommen deutlich ist, wiedergegeben. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß das C des Herrn Ritschl eigentlich ein T sein sollte und daß dies mit dem vorhergehenden Buchstaben zusammen den Schluß des Wortes EGIT bildete, von dem ich in Z. 10 keine Spuren finde. Was endlich die Form sarranis angeht, so steht sie allerdings an dieser Stelle, wie Ritschl gegen Mai richtig bemerkt hat; wenn er aber meint, daß die Form serranis unrichtig sei und in keiner alten Terenzischen Handschrift vorkäme, so irrt er: sie steht in der Didaskalie zu den Adelphi des codex Bembinus und ist von ihm bei Mittheilung dieser Stelle Par. p. 265 übersehn worden.

Was endlich die Ausfüllung der Lücken betrifft, so wird man auf Z. 6 nicht mehr das von Ritschl conjicirte (T. Macci) Plauti Stichus erwarten. Es stand vielmehr da: Adelphi Terenti, wie sich daraus schließen läßt, daß man noch heute die zwar verblichnen aber in ihrem Eindruck auf's Pergament vollkommen deutlichen Züge des Wortes TERENTI unmittelbar über MENANDRU erblickt und daß diese von Ritschl selbst bei „zwanzigmal erneuter Untersuchung" des Blattes übersehn werden konnten, ist nur ein neuer Beweis dafür, daß man im C. A. überhaupt wenig Dinge sieht, die man nicht zu sehn vermuthet. Mai hätte sie sehn können, wenn er überhaupt etwas Andres als das Augenfälligste gesehn hätte. Sollte endlich in Z. 15, was mir freilich nicht wahrscheinlich ist, ein facta mit einer Ziffer ausgefallen sein, „deren Kenntniß uns," wie Ritschl meint, „für die Beurtheilung des Lebens und Dichtens des Plautus äußerst wichtig sein könnte," so läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß dies ganz dieselbe war, die im codex Bembinus steht, nämlich VI.

Zum Schluß dieser Angelegenheit noch einige Worte über den Inhalt unsrer Didaskalie. „Die gänzliche Verschiedenheit aller einzelnen Bestimmungen in dieser Didaskalie und der den Terenzianischen Adelphi vorgedruckten," sagt Ritschl Par. p. 250, „ließ sich der italienische Herausgeber nicht weiter anfechten." Aber daran hat er, denke ich, wohlgethan, denn wenn man die Didaskalien des codex Bembinus mit denen der späteren Handschriften vergleicht, so wird man eine beinahe durchgängige Verschiedenheit gewahr. Ich theile sie in der Folge und unverändert in der Weise mit, wie sie im codex Bembinus den einzelnen Comödien vorangestellt sind. Die Lücken und Schreibfehler wird der Leser von selbst ausfüllen und verbessern können. Die Didaskalie zur Andria fehlt, da die Handschrift nur den Schluß der Comödie enthält: bei Weitem der größere Theil des Stückes und mit ihm der Anfang desselben sind verloren gegangen. Wir beginnen also mit:

Digitized by Google

II Eunuchus Terenti acta ludis Romanis M. Junio Lucio Julio Aedilib. curulib. egit Lucius Ambivius Lucius Hatilius praen. tibis duabus dextris graeca Menandru facta secunda Modos..... Flaccus Marc. Valerio..... Fannio cos.

III Heautontimorumenos Terenti. Graeca est Menandru acta Megalensib. Lucio Cornelio Lentulo Lucio Valerio Flacco Aedilib. curulib. egit Ambivius Turpio modos fecit Flaccus Claudi actae.. primum tibis inparib. deinde duab. dextris factast tertia Cn. Cornelio Marco Juvenio cos.

IV Terenti Phormio acta ludis Megalensib. Q. Caspione Cn. Servilio cos. graeca Apollodoru epidicazomenos facta est IIII.

V Terenti Hecyra. Acta ludis Megalensib. Sexto Julio Caesar. Cn. Cornelio Dolabella Aedilib. curulib. Modos Flaccus Flaccus Claudi tibis parib. tota graeca Menandru. Facta est V Acta primo sine prologo data secundo Cn. Octavio Tito Manio cos. Relata est Lucio Aemilio Paulo ludis funeralib. non est placita. Tertio relata est Q. Fulvio Luc. Marcio Aedilib. curulib. egit Luc. Ambivius Luc. Sergius Turpio. Placuit.

VI Terenti Adelphos Graeca Menandru acta ludis funeralib. Lucio Aemilio Paulo modos fecere Lucius Fabius Maxumus P. Cornelius Africanus egere Lucius Hatilius Praenestinus Lucius Ambibius Turpio modos fecit Flaccus Claudi tibis serranis tota facta VI Marco Cornelio Cethego Lucio Gallo cos.

Ich habe dieſe Mittheilung, abgeſehn von dem intereſſanten Inhalt derſelben, auch deshalb gemacht, damit man ſieht, was von Emendationen zu halten iſt, wie die auf Par. p. 265 ff. vorgebrachten. Nach Ritſchl nämlich ſoll in der Didaſkalie zur Hecyra und ebenſo in der zu den Adelphi totam ſt. tota geleſen werden, wenn ſchon er hinterher die Bemerkung macht, daß wir jetzt großentheils — und, wie man ſieht, namentlich im codex Bembinus — modos fecit leſen, womit freilich totam nicht mehr zu conſtruiren ſei. Er glaubt daher, daß auch dort urſprünglich modulatus est geſtanden habe. Worauf läuft alſo das Ganze hinaus? Weil im C. A. totam ſteht und Ritſchl dies nicht anders zu erklären weiß als durch ein vorher ausgefallnes modulatus est, ſo ſoll im codex Bembinus, wo ſtatt deſſen tota und modos fecit ganz unabhängig von einander ſteht, totam geſchrieben werden, weil Ritſchl vermuthet, es habe auch hier urſprünglich modulatus est geſtanden, ein Ausdruck, für deſſen Authenticität nichts beigebracht wird, als daß ſich Donatus ſeiner bei ähnlichen Veranlaſſungen bedient. Das nennt unſer Critiker „eine Rechtfertigung des von ihm vorgeſchlagnen Supplements.“

Iſt denn nun aber auch jeder Punkt erörtert? Giebt es keinen Schlupfwinkel mehr, in dem ſich die Anhänger der Didaſkalie zum Stichus verbergen könnten? — Ja! es giebt einen ſolchen. Windiſchmann fand es nämlich befremdlich, daß unter Hunderte von Blättern einer Plautushandſchrift ein einziges aus einer Handſchrift des Terentius gerathen ſein ſollte und wenn ſchon Ritſchl dagegen den

Digitized by Google

Einwand macht, daß sich allerdings unter den 236 Plautusblättern in der That fünf einzelne ebenfalls rescribirte (nichtplautinische) Blätter befänden, die aus einer Handschrift des Seneca genommen seien, so bemerkt er doch auch, daß sich diese von den Plautinischen schon äußerlich durch etwas kleineres Format unterschieden, wogegen jenen das angebliche Terenzblatt an Größe, Farbe, Material tam quam lacte lacti simile sei. (Par. p. 251).

Was den Einwand von Windischmann angeht, so kann ich ihm eine mündliche Aeußerung des Cardinal Mai, der wohl in diesen Dingen durch die reichhaltigste Erfahrung der competenteste Richter sein dürfte, entgegensetzen: die, daß der von ihm bezweifelte Fall erstaunt häufig vorkommt. Mai führte mir unter andern Beispielen eins an, wo zwei vereinzelte Blätter von zwei verschiednen Autoren sich neben einander in einem Palimpsesten gefunden hatten, dessen Hauptbestandtheile sonst aus einem ganz andern Manuscript genommen waren. Im Uebrigen aber ist auch noch gar nicht entschieden, ob dies Blatt das einzige seiner Art war, da, wie man aus der obigen Mittheilung entnommen haben wird, noch eine nicht geringe Anzahl von Blättern unerforscht geblieben ist. Was aber nun den Einwand von Ritschl betrifft, so scheint mir die Annahme sehr nahe zu liegen, daß unser Codex außer den Comödien des Plautus auch die des Terenz enthalten habe. Daher war dies Blatt des Terenz denen des Plautus tam quam lacte lacti simile.

Soviel von der unregelmäßigen Einrichtung der Bibelvulgate: wenden wir uns jetzt zu der regelmäßigen Einrichtung des Plautuscodex, der, nach Ritschls Angabe, aus 88 Quaternionen bestanden haben soll.

Daß der Plautinische codex Ambrosianus ebenso in Quaternionen eingetheilt war, wie der codex Bembinus in Quinionen, muß freilich einem jeden ersichtlich werden, der sich die Mühe genommen hat, die noch übrig gebliebnen Blätter nach ihrer ursprünglichen Folge zusammenzulegen, denn hier finden sich an solchen Stellen, wo der Text fortlaufend ist und nicht durch fehlende Blätter Lücken erhält, noch vollständige Quaternionen in der Casina, im Epidicus, im Persa, im Poenulus, im Pseudolus, im Stichus. Wenn aber Ritschl behauptet, es wären deren 88 gewesen, so weiß ich nicht, wie er das beweisen will, da das Ende des Codex nicht mehr erhalten ist.

Doch dies ist nicht der Punkt, um den es sich handelt. Die Wahrnehmung, daß unser Manuscript in Quaternionen eingetheilt war, ist besonders deshalb für ihn von Wichtigkeit geworden, weil er darauf die Berechnung der auf den fehlenden Blättern stehenden Anzahl von Versen gegründet und in unserm Text Lücken angenommen hat, die von ihm durch Conjectur ausgefüllt worden sind. Die Richtschnur zu diesem Verfahren wird in der Abhandlung de turbato scenarum ordine Mostellariae Plautinae aufgestellt und zwar in einem eignen Capitel, welches eilf Seiten lang ist und von den verlorengegangenen Blättern handelt.

Was läßt sich, sollte man denken, von den verlorengegangnen Blättern einer Handschrift Andres sagen, als bedauern, daß sie verloren gegangen sind?

Digitized by Google

Ich habe deshalb dies Capitel, da es mir mehr Täuschung als Belehrung zu versprechen schien, ehe ich den C. A. kannte, gewissenhaft überschlagen, wenn mich meine Studien auf die Abhandlung über die Mostellaria führten: jetzt, nachdem ich ihn kennen gelernt habe, hat es für mich einen besondern Reiz erhalten, wie der geneigte Leser sogleich erfahren soll, sobald wir die von Ritschl aufgestellten Grundsätze zur Ausfüllung der Lücken und die desfalls gemachten Vorschläge einer näheren Prüfung unterworfen haben.

Die Ansätze zu unserm Exempel sind in Kurzem folgende: Jede Seite im C. A. hat ohne Ausnahme 19 Zeilen und in dem Fall, daß dies jambische Senare sind, auch ohne Ausnahme 19 Verse, — denn der Schreiber des C. A. hat, wie Ritschl Par. p. 441 behauptet, niemals einen jambischen Senar gebrochen, — die Ueberschrift aber nimmt stets zwei Zeilen für sich in Anspruch.

Hierdurch sind wir nun in den Stand gesetzt, den Inhalt solcher Blätter, die nur jambische Senare enthielten, unfehlbar zu berechnen, wogegen bei solchen, die längere Verse, namentlich trochäische Tetrameter, enthielten, noch eine verhältnißmäßige Differenz für Versbrechungen zwischen zwei Zeilen anzunehmen ist.

Daher ist es nun z. B. wahrscheinlich, daß unser Text mit dem einiger verlorengegangner Blätter des C. A. übereinstimmt, weil auf diesen die bei uns vorkommenden 88 Verse, mit Einschluß von einigen Ueberschriften und einer siebenmaligen Versbrechung gestanden haben können (Par. p. 441), wogegen an einer andern Stelle, in welcher auf den verlorengegangnen und zum Theil unleserlich gewordnen Blättern des C. A. eine Anzahl von 57 Versen gestanden haben soll, während in unserm Text nur 55 stehen, nothwendig bei uns 2 fehlen müssen (Par. p. 463), wie denn nach derselben Berechnung anderwärts noch eine Lücke von 3 Versen nachgewiesen wird. Doch das merkwürdigste Beispiel eines sehr bedeutenden Ausfalls von Versen, größer als irgend eines, das sich, mit Ausnahme der neuen Scenen in der Cistellaria, in irgend einem Stück aus den erhaltnen Blättern des C. A. nachweisen läßt, ist das Fehlen von nicht weniger als 25 jambischen Senaren. Denn da im C. A. an dieser Stelle 76 Verse gestanden haben, während wir nur 51 lesen, und da gerade der Umstand, daß es jambische Senare sind, keinen Zweifel an der genauesten Richtigkeit des Exempels aufkommen läßt, so zögert unser Kritiker auch keinen Augenblick, sondern fertigt die nöthige Anzahl von Senaren an und schiebt sie an den Stellen, die ihm dazu geeignet scheinen, ein. (Par. p. 464 sqq.)

Wer einen Blick auf das so eben geschilderte Verfahren wirft, wird, glaube ich, eingestehn müssen, daß es auf der Voraussetzung basirt, der C. A. wäre durch Crystallisation entstanden. Denn wenn anders der Schreiber desselben in der Benutzung seines Materials freie Hand gehabt hat, so würde doch daraus, daß er in dem erhaltnen Theil des Manuscripts keinen jambischen Senar gebrochen hat, noch nicht folgen, daß er es auch in dem verlorengegangnen nicht gethan hätte, und wer untersagte ihm denn, vergeßne Verse zwischen die Zeilen einzu-

Digitized by Google

schieben? den Rand seines Manuscripts, der breit genug war, um noch drei Zeilen zu fassen, gelegentlich mitzubenutzen? zu den Ueberschriften statt zwei Zeilen nur eine zu nehmen oder sie gelegentlich ganz wegzulassen? Durch alle diese Vorfälle aber wird die Anzahl von 19 Zeilen, nach dem obigen Princip ausgemessen, überschritten. Wer steht uns andrerseits dafür ein, daß der Schreiber nicht bei der oft veränderten Versabtheilung des C. A. viele Verse in zwei Zeilen theilte, die bei uns eine einnehmen? daß er endlich hie und da, sei es aus Versehen oder in einer Absicht, der man heute nicht mehr auf die Spur kommen kann, eine Zeile ganz leer ließ? — Alle diese Fragen liegen so nahe, daß man nicht begreift, wie jemand auf den Gedanken kommen kann, den Inhalt eines verloren gegangnen Blattes sogar bis auf die Differenz von zwei Zeilen bestimmen zu wollen.

Was aber Herrn Ritschl ins Besondre sehr stark gravirt, ist der Umstand, daß sich von allen diesen Fällen Beispiele in dem noch erhaltnen Theile des C. A. vorfinden, die er nicht hätte übersehn dürfen. So ist auf p. 67 des Stichus der Vers cavillationes adsentationculas anfangs vergessen gewesen und nachher zwischen I, 3, 74 und 76 mit kleinen Lettern eingeschoben worden, so daß die Seite jetzt 20 Trimeter hat statt 19. Sie beginnt mit V. 58 und endigt mit 77. Auf p. 433 des Miles sind drei trochäische Tetrameter, III, I, 194 — 196, auf den obern Rand des Blattes geschrieben, so daß die Seite 22 Zeilen hat, und was die Ueberschriften zu den Scenen angeht, so hat der Abschreiber nicht im Entferntesten daran gedacht, stets eine Zeile unter dem Personennamen leer zu lassen — denn unter, nicht über dem Personennamen ist die leergelassne Zeile, um, wie man aus dem codex Bembinus sieht, die Charaktere der handelnden Personen, senex, servus u. s. w. aufzunehmen — sondern er hat häufig nur eine Zeile zur Ueberschrift genommen und ist dann gleich in der nächsten mit dem Text fortgefahren, oder er hat auch die Ueberschrift ganz weggelassen, so daß der Text ohne alle Unterbrechung fortläuft. Beispiele für den erstgenannten Fall finden sich Bacchid. III, 4 p. 240. III, 5 p. 251. Casina II, 2 p. 90. III, 4 p. 82. V, 4 p. 79. Captivi IV, 4 p. 217. Epidicus V, 1 p. 181. Menaechmi I, 4 und II, 1, beide auf p. 410, Z. 7 und 171. II, 2 p. 441. III, 2 p. 392. III, 3, p. 413. IV, 1 p. 414. IV, 2, p. 401. Trinummus prol. p. 35. I, 1 p. 19. Persa III, 2 und 3, beide auf p. 128. IV, 6 p. 105. Poenulus V, 1 p. 6. Pseudolus I, 4 p. 140. II, 1 p. 166. Für den zweiten, wo die Ueberschrift gänzlich fehlt: Bacchides III, 6 p. 251. Pseudolus I, 3 p. 122. II, 3 p. 174. IV, 6 p. 395. IV, 8 p. 399. Truculentus II, 1 p. 226. Pers. IV, 9 p. 340 und bei dem Epilog zur Casina auf p. 372. In allen diesen Fällen hatte Ritschl, wenn die betreffenden Blätter verloren gegangen wären, zu wenig Verse haben annehmen müssen. Aber auch für das Gegentheil finden sich Beweise, denn es ist gar nicht richtig, wenn er behauptet, die jambischen Senare wären niemals gebrochen worden. Auf p. 317 ist allerdings Epid. III, 4, 60 gebrochen, denn die Schlußworte hunc diem nehmen eine Zeile für sich ein und das Blatt hat nur 18 Trimeter, von V. 51 — 68, auf p. 68 aber kommt der Fall vollends zweimal

Digitized by Google

hinter einander vor: Stich. I, 3, 83 ist nämlich so getheilt, daß die Schlußworte advorsum venit eine besondre Zeile erhalten haben und ganz ebenso ist es den Worten in loco zu Ende von V. 89 ergangen. Das Blatt hat somit nur 17 Trimeter von V. 78 bis 94. Was ferner die unvermutheten Versabtheilungen angeht, so braucht man nur an den Anfang des Stichus zu erinnern, den Ritschl selbst mehrmals mitgetheilt hat, Z. f. A. S. 755 Par. p. 552, oder darauf hinzuweisen, daß z. B. attat Cas. III, 4, auf p. 293 eine eigne Zeile zwischen V. 28 und 29 für sich in Anspruch nimmt, oder auf Abtheilungen, wie die in den ersten Scenen des Epidicus, wo man den Text p. 313 in folgender Weise hat:

Quid

Tu agis ut vales

oder auf p. 314, wo ganz ähnlich folgende Worte zu lesen sind:

ius

dicis me decet.

Endlich sind aber auch Zeilen im C. A. leer geblieben, die man schwerlich jemals hat ausfüllen wollen. So z. B. ist auf p. 206 eine Zeile zwischen Epid. III, 4, 38 und 39 ohne allen Text und ganz ebenso die erste Zeile auf p. 340 zwischen Pers. IV, 7, 15 und 16. S. 339 endigt nämlich mit den Worten nunc est illa occasio und S. 340 fährt auf Z. 2 fort inimicum ulcisci, wie denn dies Blatt allein schon im Stande ist, alle Berechnungen nach den oben angegebnen Principien zu widerlegen. Es umschließt nämlich im Ganzen 18 beschriebne Zeilen: Z. 1 ist, wie gesagt, leer; dann folgen noch fünf Verse der siebenten Scene, denn zum Schluß tritt ein neuer hinzu. Die achte Scene nimmt mit Einschluß der Ueberschrift 9 Zeilen ein, die neunte hat dagegen gar keine Ueberschrift und es folgen von ihr noch vier Verse. Das ganze Blatt hat also nur 18 Trimeter, trotz dem, daß noch ein neuer Vers hinzutritt. Nach Ritschls Berechnung aber müßte es unserm Text genau entsprechen, denn wir haben an dieser Stelle 15 Trimeter und 2 Ueberschriften, also 19 Zeilen.

Alle diese Bedenken drängen sich unwillkürlich auf, wenn man den Text des C. A. mit den aufgestellten Principien vergleicht: der merkwürdigste Fall dieser Art ist aber noch zurück. Wenn man nämlich die Berechnung nach Quaternionen durch das ganze Manuscript, so weit wir es überhaupt noch einigermaßen übersehn können, durchführt, so findet man unter Anderm, daß zu Anfang des Mercator ein Blatt gefehlt haben muß, denn der Epidicus endigt mit der Ankündigung des Mercator auf S. 315, S. 316, zum Schluß eines vollständig erhaltnen Quaternio, ist leer. Der Text des Mercator beginnt mit II, 1, 23 auf p. 193, welches Blatt wieder einen Quaternio anfängt, der mit III, 1, 22 schließt. Es ist daher klar, daß zwischen dem Ende des Epidicus und II, 1, 23 des Mercator ein vollständiger Quaternio gelegen haben muß und um diesen zu füllen reicht der gegenwärtige Text nicht aus, denn er hat 131 Trimeter, 111 Tetrameter und drei Ueberschriften, was, durchschnittlich berechnet, allenfalls genug sein würde, um 14 Seiten zu

Digitized by Google

füllen, aber nicht 16, denn 242 Verse mit 18 Brechungen und 3 Ueberschriften, jede zu zwei Zeilen berechnet, würden gerade auf 14 Seiten des C. A. Platz haben. Es fragt sich nun, was dort gestanden haben kann? Vielleicht auf einer Seite des verlornen Blattes, wenn es zu Anfang des Mercator fehlte, eine Didaskalie, auf der andern ein Argument? Oder hat unser Text so wenig Zusammenhang, daß man bedeutende Lücken darin wahrnehmen könnte? Oder ging, wenn dies nicht der Fall ist, vielleicht eine ganze Scene verloren? — Nichts von dem Allen ist richtig, sondern es existirte in unserm Codex ein Blatt doppelt, oder mit andern Worten: der Text des ersten Blattes von jenem Quaternio, der Merc. II, 1, 23 bis III, 1, 22 umschließt, steht ebenfalls auf dem letzten Blatt des vorhergehenden Quaternio, von dem, außer diesem, nichts erhalten ist. Eins dieser Blätter ist nur die Copie des andern. Für denjenigen, der sich an Ort und Stelle von der Richtigkeit dieser Bemerkung überzeugen will, füge ich hinzu, daß von den beiden in Rede stehenden Blättern das eine, zu Anfang des zweiten Quaternio, mit p. 193 — 94 beziffert ist und mit p. 207 — 8 zusammenhängt, das andre, ganz vereinzelt und schwer zu entziffern, da es unter einer doppelten chemischen Behandlung, sowohl von Seiten Mais wie später noch zum Ueberfluß durch Ritschl gelitten hat, ist p. 213 — 14. Wie genau aber die Uebereinstimmung beider Blätter ist, wird der aufmerksame Leser sogleich erkennen, wenn er von Z. 14 an folgende Worte betrachtet:

3 14 . . . . . MULIEREM
15 . . . . . ANCILLAMSUAE
16 . . . . . NONITAAMOUTSANEIS . . . . .
17 . . . . . UTINSANEISOLENT
18 . . . . . KERCLEEGOOLIMINADULESCENTIA
19 UERUMADKOCEXEMPLUM . . . . . .

Nicht nur, daß diese Worte genau an der Stelle stehn, wo man sie auf p. 193 sieht: auch die Schreibart in sanei und insanei, wie die Wortstellung des hercle vor ego st. hercle equidem, wie wir in der Vulgata lesen, ist ganz dieselbe. Wir wollen zur Ehre von Herrn Ritschl glauben, daß er dies Blatt nicht hat entziffern können, denn sonst würde er bei seinen Exempeln nicht einmal dem Verdacht der mala fides entgehn.

Ich habe oben gesagt, daß mir der Abschnitt de schedis deperditis in der Abhandlung über die Mostellaria, seit ich den C. A. kenne, interessant geworden sei. Daß dies freilich nicht auf Grund der so eben angeführten Thatsachen geschehn ist, wird man sich leicht denken, denn diese wären eher dazu geeignet gewesen, ihn auf immer der Vergessenheit zuzuweisen. Mein Interesse erwachte vielmehr in dem Augenblick, als ich die Blätter, auf denen nach Ritschls Vermuthung so viel Neues gestanden haben soll, wirklich fand. Ich scherze nicht. Jene mysteriösen schedae, die in dem Blätterverzeichniß zur Mostellaria unter den Namen von Littera l und Littera o figuriren, sie sind nicht untergegangen: sie sind gerettet! sie

Digitized by Google

sind da! — Littera l ist nämlich S. 453 — 54 und geht unmittelbar vorher vor p. 447 — 48. Auf diesem Blatt beginnt der Text mit IV, 2, 12 und geht ununterbrochen fort bis V. 23. Dann folgt nach einer Ueberschrift, in der Tranio und Theoropides, wie der C. A. diesen Namen schreibt, angezeigt werden, III, 3, 1 — 19: mit V. 20 wird dann auf p. 447 fortgefahren. Littera o dagegen ist S. 459 — 60, hängt noch heute mit 453 — 54 zusammen, beginnt daher mit IV, 3, 1 und setzt den Text dieser Scene in 38 Versen fort. Ehe wir indessen den Inhalt dieser Blätter untersuchen, müssen wir einen flüchtigen Blick auf Ritschls Conjecturen werfen.

In §. 3 der genannten Abhandlung wird die Stelle behandelt, die auf S. 453 steht und auseinandergesetzt, daß nothwendig in unserm Text etwas ausgefallen sein muß. Warum? Weil nach Ritschls Meinung die uns erhaltnen Worte metrisch durchaus nicht anders als auf zwei Arten aufzufassen sind und weil, man mag nun die eine oder die andre adoptiren, jedenfalls neue Worte in unsern Text eingeschoben werden müssen.

Ich kann diese Nothwendigkeit nicht einsehn. Wären die von ihm eingeschobnen Worte zum Verständniß der Stelle nöthig oder sonst irgend ein Grund ersichtlich, weshalb man sie ergänzen muß, so könnte man sie sich an der Stelle, wo sie der Sinn verlangt, als Vorschläge zur Güte gefallen lassen — denn wer wird leugnen, daß die Sache auch ganz anders zusammengehangen haben kann? — aber da sie allein deshalb beigebracht werden, um die von Ritschl supponirte metrische Form erst möglich zu machen, und da sogar diese nicht einmal eine bestimmte ist, sondern von vorne herein in zwei sehr verschiednen Möglichkeiten existirt, so begreift man doch wirklich nicht, wo die Nothwendigkeit der Ergänzung liegt. Und welche Worte zumal werden zur Ausfüllung der Lücken gebraucht! Hier ein homo, das zu nemo hinzutritt, dort ein huc neben hinc, an andrer Stelle ein nunc neben dem Präsens exeat, an noch andrer ein qui aperiat oder nobis qui aperiat, nachdem aperit so eben erst vorhergegangen ist und mit den Betheurungen ist unser Kritiker so verschwenderisch umgegangen, daß er deren gleich drei verwandt hat: hercle, pol und profecto, die beiden letzteren dicht neben einander. Es scheint fast, als ob er einen Catalog von plautinischen Schwurformeln an dieser Stelle anlegen wollte. Dinge dieser Art wird Niemand vom C. A. erwarten. Lassen wir sie daher auf sich beruhn!

Ferner ist es nach Ritschls Meinung durchaus nothwendig, daß Phaniscus an dieser Stelle nicht abgehn kann, ohne diesen Entschluß ausdrücklich mitzutheilen.

Es fehlte freilich nur noch, daß er dem alten Theoropides, vor dessen Erscheinen er davonläuft, auf die Schultern klopfte und ihm sagte: „Sieh dich nicht um, guter Freund! Ich will mich verstecken!" denn sonst wüßte ich nicht, wem im ganzen Theater die Worte hinc paullum abscessero, oder satius est me hinc abscedere, zu hören nöthig waren. Um aber diejenigen, welche wirklich glauben, daß dergleichen Handlungen auf der antiken Bühne nicht vorkommen können, ohne daß sie

Digitized by Google

ausdrücklich angekündigt werden, zu beruhigen, kann ich die Versicherung geben, daß in Z. 14 auf p. 453 des C. A., wo dieser Vers steht, weder Spuren noch überhaupt Raum für Ritschls Conjecturen ist. Z. 15 aber hat schon die Ueberschrift für die folgende Scene.

Von den andern Interpolationen unsres Textes ist in §. 5 die Rede und um die berechnete Anzahl von 25 Versen auszufüllen, wird eine geringere Lücke von zwei Versen zwischen V. 26 und 27 angenommen, zwischen 32 und 33 eine größere von 24, wobei wir einen Vers in den Kauf bekommen. An der ersten Stelle ist es unserm Emendator auffallend, daß der Genitiv negoti hier stehen kann, ohne daß man in demselben Satz einen Casus hat, von dem er abhängig ist. Die Verse lauten in unserm Text folgendergestalt:

S. Quid autem? Th. Quod me absente tecum hic filius
Negoti gessit. S. Mecum ut ille hic gesserit,
Dum tu hic abes, negoti? Quidnam? Aut quo die?
T. Minas tibi octoginta argenti debeo.

Was ist nun wohl hieran Auffallendes? Ist das so unerhört oder auch nur unpassend, daß der Accusativ quidnam, von dem negoti abhängt, in einem eignen Satz nachgebracht wird, statt dessen, daß ihn Ritschl unmittelbar mit negoti verbunden haben will? Mir scheint die Rede durch diese Form weit mehr an Lebendigkeit zu gewinnen, als wenn wir mit Ritschl schreiben:

Dum tu hinc abes, negoti quidquam? Th. Ne nega,
Etsi tibi aegre nunc est. S. Quidnam? Aut quo die?

Wenn Ritschl aber nun vollends noch ein Band zwischen der Frage des Simo und der Antwort des Theoropides vermißt und deshalb noch vor dem vierten Verse von dem Letzteren die Worte sprechen läßt:

Molestus ne sis. Rem omnem in pauca conferam,

so weiß ich wirklich nicht, was wir durch eine so nichtssagende Aeußerung gewinnen. Wodurch ist denn Simo überdies dem Theoropides „beschwerlich gefallen?" Dadurch, daß er ihn nach einem Geschäft fragt, von dem er nichts weiß und dessen Wissenschaft gleichwohl bei ihm vorausgesetzt wird? — Dagegen ist bei Plautus Alles wieder in der besten Ordnung. Auf die Frage, was das für ein Geschäft sei, was sein Sohn in seiner Abwesenheit gemacht habe, erwidert Theoropides mit wenig Worten die Hauptsache, daß nämlich jener in seinem Namen eine Schuld von 80 Minen contrahirt habe. Welche Gründe könnten nun wohl Theoropides zu den Worten bewegen: rem omnem in pauca conferam, wenn überhaupt Niemand glaubt, daß er weitschweifig sein wird? — Im Uebrigen brauche ich wohl nicht zu sagen, daß der C. A. von diesen ihm zugemutheten Supplementen nicht die Sylbe zeigt. Auf p. 460 folgen die besprochnen vier Verse, in Z. 7 — 10 ganz in der Weise, wie bei uns. Nur die einzige Abweichung hat der Text, daß V. 24 hic tecum filius steht, was freilich viel besser ist, als tecum hic filius.

Die Hauptinterpolation befindet sich indessen an einer andern Stelle, bei

Digitized by Google

V. 32. Daß hier eine Lücke im Text ist, bemerkte Acidalius bereits vor mehr als zweihundert Jahren und zwar daran, weil ein Sprung im Gedankengange stattfindet. Er äußerte daher mit wenig Worten seine Vermuthung über das, was hier wohl gestanden haben könnte. Er sagt: Debent alia praecessisse; scilicet de aedium emtione alterum contendere, alterum negare. Da er aber sah, daß dies auf Dinge hinausliefe, die der Zuschauer schon wüßte, so gab er den Gedanken wieder auf und glaubte aus einer Aeußerung des Dichters zum Schluß des Auftritts abnehmen zu müssen, daß jene Aufklärung hinter der Scene gegeben worden sei. Das Merkwürdige dabei ist, daß Acidalius einen Zusammenhang zwischen V. 31 und 32 vermißte und seine Lücke vor V. 32 annahm. Er fühlte nämlich, daß die Aeußerung des Theoropides: Tu cave quadraginta accepisse hinc ne neges gar nicht an diesen Ort gehörte, denn der Dialog fällt dadurch wieder auf die Stelle zurück, wo er angefangen hatte, statt dessen, daß die Sache der Entscheidung näher geführt werden soll. Ritschl nimmt nun den Gedanken von Acidalius wieder auf, führt ihn in vierundzwanzig Versen aus und setzt die Lücke nach V. 32, wo freilich auch etwas ausgefallen sein muß, da man zu dem aibat kein Subject hat.

Was nun die von ihm in Vorschlag gebrachten Verse angeht, so sind es zwar recht schätzbare Fabricate, aber man sieht ihnen, dünkt mich, doch an, daß ihnen die letzte Hand fehlt. So würde ich z. B. V. 12 statt;

Non mi hic negoti quicquam fuisse cum tuo

wenn ich den Vers hätte machen sollen, lieber geschrieben haben:

Non mihi negoti quicquam fuisse hic cum tuo

weil ja, nach Bentleys Bemerkung, der Jambus in der fünften Stelle vermieden wird. Was V. 3 angeht, so hat zwar keine Theorie verboten, dergleichen Verse zu machen, aber ohne Zweifel nur, weil man nicht geglaubt hat, daß sie jemals gemacht werden könnten. Der Vers hat nämlich keine Cäsur aber statt dessen eine vollkommen unstatthafte Synizese und besteht dabei, mit Ausnahme des letzten Fußes, aus lauter Spondeen. Den vorletzten Fuß würde man vielleicht für einen Jambus halten können, aber gerade hierdurch kann der Klang unmöglich gewinnen. Er lautet:

Quas aedis aut a quo emptas dicis, te obsecro.

Hinsichtlich der Wortbetonung will es mir nicht ganz einleuchten, daß quamobrem V. 1 den Accent auf die zweite Sylbe bekommt, statt auf die erste und die Wortstellung gnato Philolacho meo V. 4 kommt mir sehr solöcistisch vor. Besonders merkwürdig aber sind die Ellipsen. Tuus nämlich heißt immer ohne Weiteres „dein Sohn," tuae „dein Haus" und wenn Theoropides sagen will: Wofür bedarf ich ein Vorbild? wozu ein Frauengemach? so drückt er das durch die Worte aus: Quo mi autem exemplum aut quo gynaeceum mihi? —

Man muß gestehn, diese Verse machen der Gelehrsamkeit ihres Urhebers alle mögliche Ehre: man ersieht aus ihnen, daß er sich durch das sorgfältige Studium der Anmerkungen zu den Classikern eine große Vertrautheit mit den erlaubten und unerlaubten Freiheiten der Römischen Sprache verschafft hat: der arme Plautus

Digitized by Google

aber, der seine Commentatoren und Kritiker noch nicht kannte, würde es schwerlich gewagt haben, sein Publicum mit dieser Kühnheit zu haranguiren. Doch auf die Form soll es uns auch nicht weiter ankommen. Unser Freund liebt nun einmal die Form nicht, weder in Versen, noch in Prosa. Man muß ihm darin schon etwas zu Gute halten. Der Inhalt soll uns allein beschäftigen, denn als Einleitung zu diesem poetischen Erguß lesen wir die Worte: Certissimum esse existimamus, eos, qui circa IV, 3, 32 interciderint, versus circiter XXIII in una Theuropidis Simonisque altercatione versatos eique rei illud spatium nec parum esse nec nimium.

Was antwortet nun der C. A. auf diese Behauptung? Vor allen Dingen bestätigt er, daß Acidalius Recht gehabt hat, eine Veränderung des Textes vor V. 32 zu vermuthen, welche Ritschl in Abrede stellt, denn dieser Vers, der seinem Inhalt nach zum größten Theil erloschen ist, hat noch jetzt zum Schluß das Wort MINAS: er muß also anders gelautet haben, als bei uns. Dann folgt V. 32 unseres Textes, auf welchen vier neue Verse kommen, von denen sich Anfang und Ende folgendergestalt unterscheiden lassen:

1 Q . . . . . ARGENTIMINAS
2 T . . . . . EGODICAMTIBI
3 TA . . . . . .
4 DETEAEDES . . . . . AEDESEMERIT

Hier ist die Seite zu Ende und wenn daraus nichts Anderes folgt, so ist es das, daß Ritschl gerade in dem Punkt, wo er Acidalius einen Irrthum nachweisen zu können glaubt (Par. p. 471), selbst irrt, daß er dagegen da, wo er einen von Acidalius selbst aufgegebnen Gedanken ausspinnt, das Richtige vollständig verfehlt, denn wie aus dem ego dicam tibi hervorgeht, so erfolgte die Aufklärung über den ganzen Handel, den Simo nicht kannte, bei Plautus schon im zweiten Verse nach V. 32, während sie bei Ritschl erst nach 21 Versen eintritt. Jene altercatio, die, wie Ritschl behauptet, an dieser Stelle nothwendig war, hat an dem von ihm bezeichneten Ort nicht stattgefunden. Wer nun noch den Versuch machen will, die fehlenden 19 Verse zu ergänzen, dem wünsche ich alles Gute, besonders aber mehr Glück, als sein Vorgänger gehabt hat.

Sollten diese Blätter aber wohl die einzigen sein, die unserm Referenten im C. A. entgangen sind? — Keineswegs! Auch im Rudens ist noch eins von ihm übersehn worden, denn er behauptet (Rhein. Mus. neue Folge, Jahrg. 5 H. 1 S. 143), daß von diesem Stück eilf Blätter existiren, während es zwölf sind.

Ich hatte in der Vorrede zur lateinisch-deutschen Ausgabe des Stückes nur von sieben Blättern gesprochen, auf denen sich die Fragmente dieser Comödie erhalten hätten. Von diesen nämlich wußte ich nicht nur, daß sie die Ueberschrift Rudens hatten, sondern ich hätte auch von allen ohne Ausnahme nachweisen können, wohin sie gehörten. Außerdem waren noch fünf Blätter vorhanden, die ich nicht mit aufgeführt hatte, weil ich trotz der Ueberschrift Bedenken trug, sie dieser Comödie zuzuweisen. Ich hatte nämlich bemerkt, daß eins dieser Blätter, ohne Seiten-

Digitized by Google

zahl, mit einem andern, p. 429 — 30, zusammenhing, welches die Ueberschrift Menaechmi trug. Daß diese Blätter ursprünglich nicht zusammengehört haben konnten, war klar, denn der Rudens stand im C. A. zwischen dem Pseudolus und dem Stichus: wie sollte also irgend ein Blätterpaar zu den beiden genannten Stücken haben gehören können? Viel anders aber verhielt sich die Sache auch nicht mit p. 425 — 26. Dies befand sich nämlich in einem Convolut von fünf Blättern — p. 421 — 22, 423 — 24, 425 — 26, 427 — 28 und ein unbeziffertes Blatt, von mir als 427 — 28 B aufgezählt — von denen zwei dem Miles, zwei den Menächmen angehörten, wie man aus dem oben mitgetheilten Verzeichniß ersehn kann. Dazwischen aber fand ich p. 425 — 26 mit der Ueberschrift Rudens. Nun war es allerdings möglich, daß der Schreiber der Bibelvulgate in beiden Fällen Blätter zusammengebracht hatte, die niemals zu einander gehört hatten, aber es war auch eben so wohl möglich, daß der Schreiber des Plautuscodex sich in der Ueberschrift versehn hatte und ob er dies gethan hatte, ließ sich gar nicht mehr ermitteln, da ich auf keinem dieser Blätter lesbaren Text fand. Ich hielt es daher für das Gerathenste, sowohl von diesen beiden Blättern, wie von den andern drei, die mir dadurch ebenfalls verdächtig wurden, zu schweigen, bis mich ein zweiter Besuch in Mailand über diesen Punkt aufgeklärt haben würde. Was konnte auch der gelehrten Welt daran liegen, zu erfahren, daß ich fünf Blätter mit der Ueberschrift: Plauti Rudens gesehn hatte, ohne zu wissen, was darauf stand? Der Erfolg übertraf meine Erwartungen. Ich fand nämlich, als ich zu Ende des vorigen Jahres meine Studien in Mailand wieder aufnahm, bei näherer Untersuchung, daß der Zusammenhang der in Frage stehenden Blätter ein rein mechanischer war — sie waren nur aneinandergeklebt, nicht aus einem Stück Pergament geschnitten — und von einem derselben gelang es mir sogar, die Stelle ausfindig zu machen, wohin es gehörte. Jetzt war es mir nicht mehr zweifelhaft, daß auch die andern Blätter zum Rudens gehörten und ich mittelte noch den ungefähren Inhalt von zweien aus, so daß nur noch zwei Blätter unbestimmt geblieben sind, deren Inhalt mich nicht bekümmert, da man kaum noch einige Buchstaben auf ihnen entdeckt. Ich theile daher daß Verzeichniß der Blätter mit Angabe ihres Inhalts als Vervollständigung zu dem in der Vorrede zum Rudens Gesagten mit:

p. 403 — 4	. . . . .	bis	I, 4, 10
437 — 38	. . . . .		II, 5, 24
443 — 44	II, 5, 25		II, 6, 33
97 — 98	II, 6, 34		II, 6, 71
373 — 74	II, 6, 72		II, 7, 29
425 — 26	II, 7, 30		. . .
387 Z. 3 — 88	III, 4, 22 . . .		III, 4, 57
111 — 12	III, 4, 58		III, 5, 18
377 — 78	. . . . .		III, 6, 34
383 Z. 11 — 84	IV, 3, 73		. . .

Digitized by Google

Unbestimmt bleiben dabei p. 425 — 26 B und p. 469 — 70 C. Auch brauche ich wohl nicht zu sagen, daß der Werth dieser Blätter für die Kritik ein sehr verschiedner ist. Denn nur für Herrn Ritschl ist auf p. 111 — 12 Alles lesbar. Ich habe das Blatt so zerfressen gefunden, daß namentlich in der zweiten und dritten Zeile mit Ausnahme der Vers-Anfänge und Enden Alles ausgefallen ist. Dabei hat der Text der Bibelvulgate an dieser Stelle durch den Gebrauch des chemischen Mittels gar nichts eingebüßt sondern bedeckt mit dicker Schwärze zum größten Theil die noch übrig gebliebnen Worte des Dichters. Wenn dagegen H. Ritschl wieder gefunden hat, daß auf den von mir angeführten Blättern p. 377 — 78 (wie allerdings statt 375 — 76 anzugeben war) 383 — 84, 387 — 88 nicht mehr zu lesen sei, als auf den andern vier Blättern, die ihm noch von diesem Stück bekannt geworden sind, so muß er sie sehr ungenau untersucht haben. Ich würde hiervon, wie von manchen andern Dingen, in der Vorrede zum Rudens gesprochen haben, wenn ich meine Vergleichung des C. A. für beendigt und den Ort dazu für passend gehalten hätte.

Doch dies beiläufig. Aus dem obigen Schema ergiebt sich zur Genüge, daß Ritschl kein Recht hatte, mich einer unvollständigen Kenntniß zu zeihn, da er keine vollständige hatte, denn er zählt, wie gesagt, eilf Blätter, während es zwölf sind. Doch was sage ich? — Er vergißt ja dabei noch eine Seite, die für seine Quaternionenberechnung von der höchsten Wichtigkeit ist: ich meine p. 49, auf der ja nach seiner „unumstößlichen Feststellung" das Ende des Rudens gestanden hat.

Wenden wir uns indessen wieder von den verloren-gegangnen oder geglaubten Blättern zu den ohne Widerspruch erhaltnen, so scheint es mir doch endlich an der Zeit zu sein, daß das Publicum erfährt, in welchen Theilen des Textes man vom C. A. überhaupt etwas zu erwarten hat, denn bei dem steten Zurückhalten mit Aufklärungen über den eigentlichen Bestand der Masse läßt sich vielleicht mancher Gelehrte an der Mitarbeit in der Emendation des Textes hindern, die nie aufhören sollte, ein gemeinsames Werk Aller zu sein, die genügende Kenntniß dazu besitzen. Damit man nun nicht etwa Verbesserungen in Stellen erwartet, die im C. A. überhaupt nicht mehr existiren, so gebe ich ein Verzeichniß dessen, was sich von unserm Text, mehr oder weniger vollständig, in ihm erhalten hat:

I Bacchides. III, 3, 72 — 6, 15. IV, 9, 20 — 37.
II Captivi. IV, 3, 5 — V, 1, 11. V, 4, 26 bis zum Schluß.
III Casina. prol. 38 — II, 2, 18. III, 2, 5 — V, 2, 9. V, 3, 15 bis zum Schluß.
IV Cistellaria. I, 1, 75 — 2, 26. II, 1, 16 — 46.
V Epidicus. I, 1, 1 — 25. I, 1, 75 — 2, 10. I, 2, 47 — II, 2, 2. II, 2, 30 — 66. III, 4, 14 bis zum Schluß.
VI Mercator. II, 1, 23 — 2, 49. II, 3, 61 — 83. II, 3, 120 — III, 2, 12. III, 4, 5 — 33. IV, 4, 12 — 50.
VII Mostellaria. III, 1, 49 — 85. III, 1, 121 — 2, 36. III, 2, 72 — 109.

Digitized by Google

III, 2, 141 — 170. Dann folgt IV, 1, 1 — 3. IV, 2, 12 — 23 und hierauf folgt III, 3, 1 — 28. Darauf IV, 2, 24 — 3, 32. V, 1, 2 — 25.

VIII Miles. I, 1 — 74. II, 1, 69 — 2, 56. II, 2, 94 — 3, 7. II, 3, 74 — 4, 52. II, 5, 57 — 6, 20. II, 6, 58 — III, 1, 17. III, 1, 87 — 154. III, 1, 194 — 196. IV, 2, 6 — 24. IV, 3, 29 — 4, 52. IV, 7, 4 — 22. IV, 9, 15 — V, 43.

IX Menaechmi. I, 1, 1 — 15. I, 2, 49 — II, 2, 28. III, 1, 1 — IV, 2, 29. V, 9, 72 bis zu Ende.

X Trinummus. prol. 1 — I, 2, 58. I, 2, 135 — II, 4, 166. III, 2, 11 — 45. III, 3, 8 — 43. IV, 1, 16 — 2, 21. IV, 3, 38 — 71.

XI Truculentus. I, 2, 15 — 42. I, 2, 76 — II, 2, 63. II, 4, 2 — 36.

XII Persa. I, 1, 1 — 29. II, 1, 1 — 2, 12. II, 3, 10 — III, 3, 38. IV, 3, 10 — 9, 4.

XIII Poenulus. I, 2, 70 — II, 51. III, 1, 69 — 2, 26. III, 3, 22 — 96. III, 5, 1 — 37. IV, 2, 28 — V, 2, 105. V, 2, 144 — supplem. 10 (nach Mais Mittheilung). Die drei letzten Verse des Supplements.

XIV Pseudolus. prol. 1 (vgl. Mai) — I, 3, 5. I, 3, 39 — 5, 61. I, 5, 139 — II, 4, 53. III, 2, 27 — IV, 2, 55. IV, 4, 11 — 6, 21. IV, 7, 17 — V, 1, 11. V, 1, 36 bis zu Ende.

XV Rudens. I, 3, 35 — 4, 10. II, 5, 17 — III, 1, 16. III, 4, 22 — 5, 18. III, 6, 1 — 34. IV, 3, 73 — 81.

XVI Stichus. I, 1, 1 — IV, 1, 45. IV, 2, 5 — V, 1, 7. V, 3, 9 — 4, 26.

Was nun die innere Beschaffenheit des Manuscripts angeht, so hat Ritschl davon eine sehr getreue Schilderung in seinem Briefe an Hermann gemacht. „Die neuen Zeilen" schreibt er Z. f. A. S. 739 „sind nicht quer über die alten hingeschrieben, auch nicht etwa in derselben Richtung zwischen sie hinein, sondern decken sie ganz und gar. Dazu sind es aber ungewöhnlich dicke, fette, grobe, ungeschlachte Buchstaben, die auf die alte Schrift mit einem Nachdruck aufgetragen worden, daß das durch vorhergegangenes Abschaben und Abwaschen schon verdünnte Pergament, in einer großen Anzahl von Blättern von der ätzenden Kraft der neuen Tinte gänzlich durchfressen, jetzt völlig das Ansehn eines Siebtuches hat. Diese Zerstörung, in einem Theile der Handschrift unter starker Mitwirkung des Moders, hat häufig nicht nur das Herausfallen ganzer Zeilen, Viertel- und halben Seiten veranlaßt, sondern manche Blätter geradezu auf die vier Ränder reducirt, die wie der Rahmen zu einem verlornen Bilde aussehn, oder wo die Mittelstücke nicht verschwunden sind, sind sie vermöge der klebrigen zweiten Tinte, in Verbindung mit der Feuchtigkeit und den Maischen Reagentien, zu einem förmlichen Klumpen zusammengebacken. Bei solchen, schon bei der Berührung auseinanderfallenden und zerbröckelten Blätterbruchstücken kann natürlich von einer eigentlichen Vergleichung nicht die Rede sein. Aber auch bei den vollkommen zusammenhängenden Blättern, mögen sie nun netzartig durchlöchert sein oder nicht, ist ein eigentliches vom Blattweglesen

Digitized by Google

der alten Schrift im Ganzen nur selten vergönnt. Leicht wird dies erst mit Hülfe des aufgefundnen gedruckten Textes; so lange der Codex mit ihm übereinstimmt; sobald aber dieser abweicht, da ist zwar in der Regel mit Sicherheit zu sagen, was *nicht* dasteht, aber oft gar nicht, oft sehr schwer zu bestimmen, *was* dasteht. Zwar thut die Uebung sehr viel, um denjenigen, der sich die durchaus constanten Formen des gebrauchten Alphabets so eingeprägt hat, daß sie ihm stets lebhaft und getreu vor Augen stehn, diese auch in halben Strichen, in so oder anders gestellten Punkten und Häkchen wiedererkennen und ihn da ganze Zeilen lesen zu lassen, wo der Neuling in diesem Geschäft kein einziges Wort zusammenbrächte, aber Zufall und Glück spielen dennoch dabei eine große Rolle. Um nicht von dem Einflusse des Lichtes zu reden, der so bedeutend ist, daß ich an trüben Tagen manche Seite als unlesbar aufgegeben hatte, die später bei hellem Himmel in der wünschenswerthesten Klarheit heraustrat, so ist die Hauptsache diese, daß das allein zum Ziele führende Verfahren auf einem unaufhörlich fortgesetzten Conjecturiren beruht. Es gilt hierbei, mit dem Schriftsteller wohl vertraut zu sein und mit einiger Beweglichkeit der Combination fortwährend zu erwägen, was wohl dagestanden haben *könne*; so wie dieses Durchrathen der Möglichkeiten auf das Richtige geführt hat, springt es auch aus den fragmentarischen Buchstabenresten unverzüglich und mit unwidersprechlicher Evidenz in die Augen." Setzen wir noch hinzu, daß der Codex, der sich in den angegebnen desolaten Umständen befindet, nicht benutzt noch überhaupt eingesehn werden kann, ohne daß man ihm am Material im buchstäblichen Sinne des Wortes wesentlichen Abbruch thut, so daß ich z. B. im Jahre 1846 manche Stelle nicht mehr vorfand, die ich im J. 1845 noch gelesen hatte, weil sie inzwischen ausgefallen oder vermodert war, so geht hieraus zugleich hervor, daß es eine kühne Behauptung von Seiten unsres Referenten ist, wenn er (Rh. M. n. F. V, 1. S. 145) von Bonn aus versichert, ein Wort habe nicht nur im Juni 1837 im C. A. gestanden, sondern auch noch im Herbst 1845. In Fällen dieser Art kann wohl der Nachfolger den Vorgänger aber niemals der Vorgänger den Nachfolger controlliren.

Doch sehn wir von dergleichen übereilten Aeußerungen ab und machen wir nur die Anwendung von dem, was sich aus dem Gesagten von selbst ergiebt, so sieht wohl jeder ein, daß die Zuziehung von bereits gemachten Collationen, sie mögen nun gut oder schlecht sein, bei dem vorliegenden Geschäft von der höchsten Wichtigkeit ist. Denn wenn es in dieser, wie in jeder andern Branche der Wissenschaft nützlich ist, Vorgänger zu haben, und wenn sich überall ergeben hat, daß ein wiederholtes Vergleichen der Handschriften stets zu neuen Resultaten, theils zu Verbesserungen, theils zu Ergänzungen, geführt hat, so ist eine solche Vorlage gerade hier höchst wünschenswerth, wo es nicht allein darauf ankommt, zu beurtheilen, ob der Vorgänger im C. A. richtig *gelesen*, sondern ob er vielmehr richtig *gerathen* hat, denn das allein zum Ziel führende Verfahren besteht, wie Ritschl richtig gesagt hat, auf einem unaufhörlichen Conjecturiren, bei dem

Digitized by Google

Zufall und Glück eine große Rolle spielen, wie denn z. B. die Verkennung eines einzigen Buchstabens oft dazu führt, daß man eine ganze Stelle mißversteht. Aus diesem Grunde war es für Ritschl von Wichtigkeit, daß er die Collationen von Mai vor sich hatte, da er auf den ersten Blick gewahr werden konnte, worin Mai unzweifelhaft Recht gehabt hatte, und, auf dieser Grundlage fortbauend, an die Stelle der halbwahren Conjectur eine richtigere setzen konnte. Ganz denselben Dienst haben auch mir Ritschls Collationen geleistet. Wenn ich auch durch sie nicht immer erfuhr, was im C. A. stand, so wurde ich doch nicht selten auf das aufmerksam gemacht, was dort nicht stand, und auch dies war ein Gewinn.

So z. B. hatte Mai aus Mil. II, 2, 26 unrichtig angeführt hos iube transire. Ritschl (Z. f. A. S. 742) bemerkt dagegen, im C. A. stände istos iube huc transire, aber auch dies ist noch nicht genau genug. Er hätte istis st. istos geben müssen. Aus dieser Schreibart erklärt sich erst das sis der Vulgate. Trin. II, 2, 29 lesen wir in der Vulgate: Tu si animum vicisti. Ritschl Par. p. 524 bemerkt dagegen, im C. A. stände Si tu animum. Keineswegs: das tu fehlt vielmehr gänzlich und es steht da Si animum vicisti. Trin. II, 2, 77 (nicht 83, wie Par. p. 526 Anm. angegeben ist) steht in der Vulgate Cuius egestatem tolerare vis. Ritschl bemerkt, im C. A. stände cui tu egestatem und ändert auf Grund dessen ein paar andre Stellen. Es steht aber da cuius tu egestatem und deshalb ist auch das tu in späteren Handschriften ausgelassen, weil es für das Metrum störend ist. Mostell. IV, 2, 41 hat die Vulgate zum Schluß des Verses peregre eius pater. Ritschl, Par. p. 486, bringt bei, der C. A. gäbe illius statt eius. Der Schreiber hat aber in der That nur die beiden ersten Buchstaben aus eius wiederholt und EIEIUS geschrieben. Von einem doppelten l ist gar nichts zu sehn. So steht auch Mostell. IV, 2, 75 ut, nicht uti, wie Par. p. 452 behauptet wird.

Dergleichen Dinge sind leicht erklärlich. Der Referent blieb bei der Vergleichung auf halbem Wege stehn. Er sah wohl, daß der Text des Codex von dem der Vulgate verschieden war, nahm sich aber nicht die Mühe, bis ins Einzelnste zu gehn und „glaubte," wie er Z. f. A. S. 742 sagt, „die äußere Gewißheit werde durch die innere entbehrlich gemacht." Merkwürdiger sind die Fälle, in denen auf Varianten gerathen ist, wo gar keine vorhanden sind. Man wird das kaum für möglich halten, aber es ist so. Bei einem von der herrschenden Lesart so sehr abweichenden Manuscript, wie der C. A. ist, geräth man unwillkürlich auf den Gedanken, es müßte beinahe in jedem Wort eine Variante stecken, die die Mühe des Suchens mit einem Palmenzweig belohnt und so verfällt man in eine solche Sucht, Varianten auszuspüren, daß man zumal bei dem steten Conjecturiren, welches die Arbeit erfordert, oft die Grenzen der factischen Wahrheit überschreitet. Gesellt sich dazu nun vollends jene Kleinigkeitskrämerei, die in jedem Schreibfehler eine Variante wittert, so ist dem Irrthum Thür und Thor geöffnet. So z. B. soll nach Ritschl Par. p. 515 Trin. I, 2, 147 ego me st. egomet stehn. Es steht wirklich nur das Letztere da: da er aber ego me zu sehn wünschte, so hat er es denn auch zu

Digitized by Google

ſehn geglaubt. Trin. IV, 1, 23 ſoll, der Par. p. 552 gegebnen Abbildung zufolge, gerit ſtehn, es ſteht aber gerat da. Poen. I, 2, 87 ſoll nach demſelben (Philologus I, 2, 308) gnata ſtehn: es ſteht aber innata da. Mostell. III, 1, 54 ſoll, wie Par. p. 501 geſagt wird, contero ſtehn. Es ſteht aber ganz deutlich contera da, denn das m iſt auf dem Rand der Seite, wohin ſich die Zeile erſtreckt, erloſchen. Most. III, 1, 65 ſoll, wie Ritſchl Par. p. 502 aus einer Abbildung vermuthen läßt, Tuuomnium ſtehn, während doch wirklich nur tu omnium daſteht. Der merkwürdigſte Fall aber iſt Pseud. II, 2, 49. „Wer wollte zweifeln," ſagt Ritſchl Z. f. A. S. 742 „daß in BALLIONIAR . . . . . CREDAM die fehlenden Buchſtaben durch argentum richtig ergänzt werden?" — Er hat ſich aber vollkommen getäuſcht. Die beiden, nicht ganz deutlich erhaltnen Anfangsbuchſtaben des Wortes NUMMUM haben ihn auf dieſe Variante gebracht: wenn er ſich die Geduld genommen hätte, auch die andern Buchſtabenreſte zu prüfen, ſo würde er geſehn haben, daß die Vulgate ganz unverändert auch die Lesart des C. A. iſt.

Nichts kommt nun freilich häufiger vor, als daß man Dinge findet, die der Vorgänger überſehn hat und es wäre meines Erachtens die größte Ungerechtigkeit, wenn man ihm deshalb einen Vorwurf machte, da ſich Niemand rühmen wird, im C. A. Alles geſehn zu haben. So z. B. geſteht Ritſchl Par. p. 546 ein, daß es ihm nicht möglich geweſen ſei, etwas zur Ausfüllung des lückenhaften Verſes Most. III, 1, 69 zu entdecken. Er hilft ſich daher ſelbſt, indem er, zum Theil nach Camerarius, ſchreibt:

Urbem exul [linquat faeno]ris caussa tui.

Ich habe bemerkt, daß der C. A. ſtatt deſſen folgende Worte giebt:

Urbe exulatum faciat hic causa tua.

Most. IV, 2, 36 wird von Ritſchl Par. p. 448 geſchrieben: Hic senex cerebrosus certest (die Vulgate lautet senex hic cerebrosus est certe). Der C. A. giebt: Senex hic elleborosus est certe. Most. III, 1, 56 ſchreibt Ritſchl Par. p. 498 vgl. 501:

Immo abi domum: verum hercle dico: abi, abi modo.

indem er den Hiatus durch das verdoppelte abi zu vermeiden ſucht: Der C. A.

Imo abi domum verum hercle dico abi modo domum.

Trin. I, 2, 54 ſchreibt Ritſchl Par. p. 517

Sunt, quos scio esse amicos, sunt, quos suspicor.

Der C. A. dagegen:

Sunt, quos scio amicos esse, sunt, quos suspicor.

Most. III, 1, 76 giebt Ritſchl Par. p. 499 mit der Vulgate: Date mihi faenus, der C. A. dagegen Datur faenus mihi. Ebenſo wird es unſerm Referenten überraſchend ſein, zu vernehmen, daß der C. A. eine Lesart, die er als Conjectur älterer Critiker in den Text aufgenommen hat, als Thatſache beſtätigt. Er giebt nämlich Most. IV, 2, 40 Nemo habitat. Habitat profecto. Auch läßt er im folgenden Verſe ſchon das hinc aus, im V. 43 das in, während er III, 1, 66

Digitized by Google

ſchon das te giebt, was Ritſchl Par. p. 502 erſt aus den Palatinen beibringt. Das Alles iſt von unſerm Referenten überſehn worden: ja auf S. 409 des Rudens, von der uns Ritſchl (Rh. Muſ. n. F. V, 1, S. 144 ff.) beinahe alle Schreibfehler mittheilt (denn es ſind wirklich noch zwei, die er nicht bemerkt hat) iſt ihm doch entgangen, daß I, 3, 35 vor prognata das ego fehlt und daß I, 4, 10 die Worte vox mihi umgeſtellt ſind. Dergleichen Verabſäumungen ſind freilich ohne große Conſequenzen. Wenn er dagegen Par. p. 523 angiebt, der C. A. hätte Trin. II, 2, 28 Sin ipse animum pepulit, während er doch mit den andern Manuſcripten gleichlautend si ipse giebt und wenn er Par. p. 569 anzuführen vergißt oder überſehn hat, daß der C. A. III, 3, 27 das pleonaſtiſche ergo neben igitur ausläßt, ſo ſind das Dinge, die er ſich bei ſeinen Unterſuchungen über den Hiatus nicht hätte zu Schulden kommen laſſen dürfen.

Schwieriger wird nun das Geſchäft des Vergleichens, wenn es ſich darum handelt, einzelne Wörter oder vollends ganze Verſe durch Conjectur zu erſetzen. In dieſem Falle „mußte ihm," wie Ritſchl Z. f. A. S. 741 ſagt, „die Nachzeichnung der fragmentirten und die Zahlangabe der ganz verſchwundnen Buchſtaben als Erſatz genügen, ſo ſchwer mittheilbar auch die erſtere und ſo unſicher namentlich die letztere bei dem höchſt ungleichen Umfange verſchiedner Buchſtaben und der bald engeren, bald weitläufigeren Schrift iſt."

Was das letztere Bedenken angeht, ſo iſt es nicht ſo arg, als es ausſieht, denn die Schrift iſt, wie man ſchon aus dem von Mai gegebnen Facſimile ſchließen kann, beinahe durchweg im C. A. eine ſehr gleichmäßige und die Buchſtaben treten nur dann zu Ende der Zeile etwas näher an einander, wenn der Schreiber es vermeiden wollte, einen Vers zu brechen. Auf dem Rande werden ſie dann freilich oft ſo klein und eng, daß jedes Verhältniß zu den innerhalb der umgrenzten Seite ſtehenden aufhört, doch dieſer Fall trifft nur Versenden und kommt bei der vorliegenden Frage ſelten in Betracht. Dagegen ſieht Jedermann ein, daß eine Zahlangabe der verſchwundnen Buchſtaben überhaupt eine Unmöglichkeit iſt, denn wenn man nicht weiß, welche Buchſtaben ausgefallen ſind, ſo kann man auch nicht ſagen, wie viele es geweſen ſind. Die einzige Möglichkeit zur Berechnung iſt in dem leeren Raum gegeben und da von den ausgefallnen Buchſtaben die einen, wie I, eine Stelle, andre, wie N, zwei Stellen, M aber drei Stellen einnimmt, ſo iſt klar, daß auf dieſem Wege auch nicht einmal eine Annäherung gewonnen werden kann. Hiervon ein Beiſpiel: Mai glaubte von einem Verſe der Vidularia den Schluß SOROREM GORGINEM erkannt zu haben. Ritſchl ſah ein, daß die drei erſten Buchſtaben von Sororem nicht richtig ſein konnten. Er las auch noch einige Worte und gab uns den Vers Z. f. A. S. 742 in folgender Geſtalt:

UBIHABITAS—HICAPUD .... OREMGORGINEM.

Man muß nicht glauben, daß die vier Punkte zwiſchen D und O Buchſtaben vorſtellen ſollen; ſonſt wären ihrer beinahe um die Hälfte zu wenig. Der Vers lautet nämlich vollſtändig:

Digitized by Google

UBIKABITAS—HICAPUDPISCATOREMGORGINEM.

Wie viel man nun freilich von dem, was im C. A. steht, erkennen soll, hängt von Glück und Uebung ab. Im Ganzen wird man an den Referenten nur die Forderung zu stellen haben, daß er da, wo er nichts mehr erkennen konnte, wenigstens nicht Conjecturen aufstellt, die mit den noch erhaltnen Buchstabenresten oder mit dem Raum, den die verschwundnen Buchstaben für sich in Anspruch nehmen, in Widerspruch steht. Aber auch hierin finde ich meinen Vorgänger nicht vorsichtig genug. Die Unstatthaftigkeit seiner Conjecturen springt einem, wenn man die Stelle selbst betrachtet, sogleich in die Augen. So z. B. wird Par. p. 577 über einen zum Trinummus hinzutretenden neuen Vers folgende, höchst befremdliche Mittheilung gemacht:

NONHISCLEMINUSNUORS ..... CITO.

was sich am Besten dadurch ergänzen lassen soll, daß man schreibt: non hercle minus avorsumst argentum cito, denn S und C, wie die vier Buchstaben, die auf minus folgen, werden als unsicher bezeichnet. Die Zahl der Punkte kommt auch hier nicht in Betracht. Nun ist gegen das aufgestellte Schema zunächst zu erinnern, daß jenes absurde hisce überhaupt nicht dasteht, sondern statt dessen ganz einfach hercle und dies so deutlich, daß es fast unmöglich scheint, es zu verkennen, zumal wenn man hisce dabei im Kopf hat; ferner, daß zwar die Buchstaben UORS richtig sind, daß aber, was hier die Hauptsache ist, der vorhergehende Buchstabe weder ein N ist, noch jemals ein A hat sein können. Man sieht nämlich zwei senkrechte Striche neben einander stehn, zwischen denen gerade der Querstrich, der sie zu einem N machen würde, fehlt: auch sind sie zu weit von einander entfernt, als daß man sie dazu verbinden könnte. Jeder Andre würde daher eher auf DEUORSUM oder auf REUORSUM oder auf MINUSTEUORSUM gerathen haben als auf AUORSUM. Nun ist es aber allerdings noch zweifelhaft, ob beide senkrechte Striche überhaupt zur Schrift des C. A. gehören, oder ob der erstere, der überdieß von der schwarzen, dicken Tinte der Bibelvulgate gefärbt ist, nicht allein dem Text der letzteren angehört, und in diesem Fall ergiebt sich leicht, daß im C. A. keine von den oben angeführten Lesarten zu statuiren, sondern statt dessen MINUS EUORSUM anzunehmen wäre, denn auch der Fall, daß sich zwischen einzelnen Wörtern und sogar zwischen den Buchstaben ein und desselben Wortes ein Zwischenraum befindet, kommt öfters vor.

Bis so weit können wir unsern Referenten verantwortlich machen, denn daß er nicht mehr erkannt hat, wie hinter jenem S noch ein A, ein T und darauf RMOT steht, ist Sache des Zufalls. Mir hat sich die Gestalt des Verses auf folgende Weise herausgestellt:

NONKERCLEMINUS EUORSAT. RMOT. .. CITO.

woraus denn freilich folgt, daß evorsatur motum, oder motu, cito zu lesen sein wird.

Noch viel schlimmer aber ist Ritschl mit dem neuen Verse umgegangen, der nach Most. IV, 2, 73 hinzutritt. Hier nämlich hat Mai bereits bemerkt, daß zu

Digitized by Google

Anfang die Worte Puere atque, zu Ende ein hac me zu lesen wären. Man kann noch hinzufügen, daß dem hac me ein sequere voraufgeht, vor dem ein leerer Raum ist, wie es beim Personenwechsel zu geschehn pflegt, einige andre Buchstaben ungerechnet, die in der Mitte des Verses zu lesen sind. So viel wenigstens geht hieraus hervor, daß der Vers in dieser Gestalt nicht an diese Stelle gehört, denn das atque deutet auf eine Verbindung mit dem Vorhergehenden, die grammatisch unmöglich ist und die Catalexe des Verses, Sequere hac me, zeigt, daß er ursprünglich wohl nicht unter katalektischen trochäischen Tetrametern gestanden haben kann, sondern eher unter jambischen. Was beginnt nun unser Critiker? Er läßt aus dem atque, was Mai bereits erkannt hat und was noch heute sehr deutlich zu lesen ist, die beiden ersten Buchstaben weg, verlängert den Vers über das von Mai als Schluß mitgetheilte hac me hinaus und macht folgende ominöse Emendation:

Puere, sequere, te obsecro, hac me. Tergo timeo. Ne time.

Hiergegen muß nun vor allen Dingen bemerkt werden, daß das Sequere an dieser Stelle dem Text des C. A. auf's Entschiedenste widerspricht und daß die Worte: Tergo timeo. Ne time, dort unmöglich gestanden haben können, weil der Vers eben mit hac me endigt und kein Platz mehr dafür übrig ist.

Ich habe mich oben dahin ausgesprochen, daß man Niemanden Vorwürfe machen darf, der weniger vom Text erkannt hat, als ein Andrer. Allzuweit wird man diese Nachsicht freilich nicht auszudehnen haben, und wer sich des Uebersehens neu hinzutretender Verse schuldig macht, wird gerechten Tadel verdienen. Auch dies ist unserm Referenten widerfahren, der nicht bemerkt hat, daß auf p. 199 zwischen Most. III, 1, 56 und 57, ein Vers stand, der mit den Worten AITKICTI[BI] anfängt, wenn schon es einem so großen Rechenmeister doch wohl hätte auffallen sollen, daß die Seite nach seiner eignen Angabe Par. p. 440 nicht die von ihm stets angenommne Anzahl von 19 Trimetern hat, denn sie beginnt ja mit V. 49 und endigt mit V. 66. Ein andrer Vers dieser Art findet sich auf p. 463 und steht zwischen IV, 2, 57 und 58. Er lautet:

Liberavit? — Liberavit scilicet triginta minis.

Hiermit muß man freilich verbinden, daß der C. A. im Vorhergehenden giebt:

Quanti? — Triginta — Talentis? — Ma ton Apollo! sed minis.

Diese Fälle hätten, wenn sie unserm Referenten bekannt geworden wären, nothwendig in dem Capitel de lacunis berührt werden müssen.

Er entschädigt uns nun freilich gewissermaßen, indem er uns aus dem Palimpsest einen andern Vers zuweist, der nicht darin steht. Par. p. 298 wird nämlich gesagt: „Auf p. 382 steht oben der letzte Vers des Miles und darunter ist noch zu lesen: Menechmi feliciter." Der letzte Vers des Miles steht aber in der That nicht da und ich habe vielen Grund zu glauben, daß er auch niemals dagestanden hat. Denn von dem vorletzten Verse des Stückes, V, 43, der auf der vorletzten Zeile von p. 381 steht, ist das letzte Wort, siet, welches in der Zeile

Digitized by Google

selbst ganz gut Platz gehabt hätte, ohne alle Noth in die letzte gestellt. Man sieht, das Stück war zu Ende und der Schreiber wollte es zugleich mit der Seite beendigen. Auf p. 382 aber ist keine Ueberschrift mehr vorhanden, die nicht gefehlt haben würde, wenn noch Text des Stückes da war. Betrachtet man endlich den Inhalt des ganzen Verses, der wirklich nur um des üblichen Plaudite willen gemacht zu sein scheint, so wird man ihn überhaupt nicht mehr für plautinisch halten wollen.

So verfährt unser Referent mit dem Zuwachs an neuen Versen, den uns der C. A. verschafft. Aber wie hilft er uns nun aus der Noth, wenn vollends eine ganze Stelle, etwa sechs Verse, hinzutreten? Hier wächst die Schwierigkeit des Erkennens bedeutend: was macht er nun, wenn er nichts davon erkannt hat? — Er giebt ein Facsimile. „Unmöglich!" wird man mir erwidern. „Was hat denn ein Referent in dieser Angelegenheit noch zu thun, wenn er nicht mehr Interpret des Textes sein will? — Kann man denn das Facsimile einer Schrift geben, die man nicht mehr versteht? das von Buchstabenfragmenten, zu denen man keine Buchstaben mehr kennt?" — Allerdings kann man das. Die Beilage zu Par. p. 447 beweist es. Der Cardinal Mai versuchte es, als er die Nachricht von seiner Entdeckung ins Publicum gelangen ließ, ein Facsimile der Handschrift in diesem Codex zu geben, denn er hat, wie alle Italiener, einen lebhaften Sinn für Schönheit und glaubte mit Recht, man würde aus der Beschaffenheit der Schrift sogleich auf das Alter derselben schließen können. Er wählte daher unter allen Blättern das am Besten erhaltne aus und gab einen Abdruck davon, der selbst in den Augen unseres Critikers Gnade fand. (Z. f. A. S. 741). Aber der Cardinal Mai war auch ein Ignorant, ein Pfuscher, ein Mensch, „der, wenn er," wie Ritschl a. a. O. S. 741 sein Urtheil über ihn zusammenfaßt, „sich die Aufgabe gestellt oder irgend eine Rücksicht gehabt hätte, aus seinem Funde den möglichst geringen Gewinn zu ziehn und einem Nachfolger die möglichst reiche Nachlese übrig zu lassen, einer solchen Aufgabe oder Verpflichtung kaum befriedigender entsprechen konnte, als durch die Art, wie er seine Entdeckung benutzt hat." Er überflügelt ihn daher bei jedem Schritt und da der Cardinal Mai bereits ein Facsimile der Schrift gegeben hatte, so giebt uns sein größerer Nachfolger das einer Lücke und bemerkt dabei: Si extiterit, qui voculas probabiliter extricet, laetabor laudaboque: equidem abstineo. Aber wo in der Welt lebt der Philolog, der dem Verfasser der Parerga diese Freude bereiten könnte? —

Doch man wirft mir vielleicht vor, daß ich den Sinn dieser Abbildung mißverstehe. „So muß die Stelle aussehn," wird man sagen, „an der ein Critiker, wie unser Ritschl, verzweifelt. Bis zu diesem Grade von Unerkennbarkeit muß es mit dem Text kommen, wenn Er in sechs langen Zeilen nur das Eine Wort eloquar, und auch dies nur vermuthungsweise, erkennt." Ich begreife, und wenn die Stelle im C. A. so aussähe, wie sie in diesem sogenannten Facsimile aussieht, so würde ich zwar immer noch nicht einsehn, zu wessen Belehrung sie eigentlich abgedruckt ist,

Digitized by Google

doch ich würde ſchweigen. So aber ſcheint mir der Schreiber des C. A. in den Fall jenes öſterreichiſchen Soldaten gekommen zu ſein, der bei einem Maler ſein Conterfei beſtellte und ihm auftrug, es nur nicht zu ähnlich zu machen, denn es ſollte eine Ueberraſchung für ſeine Braut ſein, und er wollte daher nicht, daß ſie ihn ſogleich erkennte, worauf ihn denn der Maler mit den Worten tröſtete: „Sein Sie außer Sorgen, lieber Herr! Ich will Sie ſchon ſo malen, daß Sie Ihre eigne Mutter nicht wieder erkennt.“

So bin ich denn auch überzeugt, daß Niemand von dieſem Facſimile mehr überraſcht ſein würde, als der Schreiber des C. A., wenn man es ihm als ein Werk ſeiner Hand vorlegte. Wer daran zweifeln ſollte, den bitte ich, nur das eine lesbare Wort, eloquar, mit dem von Mai gegebnen Facſimile zu vergleichen, welches an Schönheit und Ebenmäßigkeit der Schrift noch ſehr weit hinter ſeinem Original zurückbleibt. Aber nicht nur, daß bei Ritſchl die Züge der Schrift gänzlich entſtellt ſind: es ſteht auch nicht einmal der zehnte Theil von dem darin, was einem jeden ſogleich in die Augen ſpringen muß, der in dieſem Codex ein wenig leſen gelernt hat. Wer bekommt eine Ahnung davon, daß z. B. in der erſten Zeile die Worte nec quid (oder quis) tu percunctator, in der zweiten gegen das Ende prae triennio, in der dritten zum Schluß Audias, in der vierten quid ais animule, in der fünften huc quidem est, vollkommen leſerlich ſind und daß der ſechſte beinahe ganz erhalten iſt? Er lautet nach einer unbedeutenden Lücke zu Anfang sed quid vobis est negoti hic. Eloquar. Man glaube aber nicht, daß damit Alles geſagt iſt, was ſich aus dieſer Stelle beibringen läßt. Ich gebe hier nur das, was ſich ſogleich als zuſammenhängend darſtellt. Was ſonſt noch an einzelnen Sylben oder Buchſtaben zu leſen iſt, führe ich nicht an, weil man in dieſen Dingen, ſo lange ſie vereinzelt ſtehn, dem Irrthum allzuſehr ausgeſetzt iſt.

Sind wir nun mit den Verdienſten unſres Referenten zu Ende? Nein! es iſt noch ein andres Facſimile da, ein würdiges Seitenſtück zu dem beſprochnen. Zwiſchen den Worten non edepol video At ego video und volturios duos (denn auch das v von volturios ſieht man im C. A. ganz deutlich) ſind einige Sylben ausgefallen, die er nicht hat erkennen können. Er erſchöpft ſich daher Par. p. 451 in Conjecturen und theilt nach gewohnter Weiſe auch diejenigen mit, die er ſelbſt nicht billigt. Was kann da nicht Alles geſtanden haben? „Pictos!“ Möglich! „Hisce oculis!“ Kann auch ſein. Endlich kommt er darauf, daß mit den Zügen ſeines Facſimiles am meiſten die Lesart ad laevam übereinſtimmt. Ich habe auf dieſe Kunſtwerke ein zu geringes Studium verwandt, um über die Aehnlichkeit dieſer Worte mit den dortigen Characteren urtheilen zu können: nur ſo viel kann ich verſichern, daß es unſer Critiker wieder aufs Haar getroffen hat. Im C. A. ſteht nämlich unam inter. Nur das u iſt etwas undeutlich oder vielleicht auch verſchrieben: die andern Buchſtaben laſſen nichts zu wünſchen übrig.

Aber jetzt wollen wir einen Augenblick innehalten und den durchmeßnen Weg überſchauen. Wir ſahn, daß der Codex der Bibelvulgate höchſt ungleichartig zu-

Digitized by Google

sammengesetzt war und keinen sichern Schluß auf den des Plautus gestattete. Die Unkenntniß dieses Umstandes, verbunden mit der Unaufmerksamkeit auf entscheidende Punkte, veranlaßte Herrn Ritschl zu der unrichtigen Erklärung einer historischen Notiz. Wir bemerkten ferner, daß die regelmäßige Eintheilung des Plautuscodex sich allerdings als wahrscheinlich herausstellte, daß aber eine genaue Berechnung dessen, was auf den verloren gegangnen Blättern gestanden haben mag, schon bei der Freiheit, die sich der Schreiber mit den vorhandnen genommen hat, nicht wohl möglich war. Auch dies war ihm entgangen und er verfehlte daher bei seinen Rechenexempeln den richtigen Ansatz. Ebenso unzuverläßig fanden wir ihn in der Angabe von Varianten, in der Benutzung des Textes an neu hinzutretenden Stellen und was das Uebersehn wichtiger Dinge angeht, so hat es ihm gewiß darin Niemand gleich gethan, denn er vernachläßigt nicht nur die entschiedensten Verbesserungen des Textes, sondern auch neu hinzutretende Verse, ja die für seine Untersuchung wichtigsten Blätter, wie oben an p. 453—54 und 459—60 gezeigt worden ist, und tischt uns statt dessen seine Conjecturen auf. Nun betrachte man dazu die zuversichtliche Sprache, mit der stets von „unfehlbaren Berechnungen" von „unwidersprechlichen Entscheidungen" bei Dingen die Rede ist, deren völlige Unhaltbarkeit freilich nur der erkennen kann, der den C. A. untersucht hat, man lese die wiederholten Versicherungen von dem „hingebenden Fleiße, dem Eifer, der Ausdauer eines Mannes, der Alles geleistet zu haben versichert, was in dem Vermögen eines Einzelnen stand und jedenfalls so viel, als irgend wer vermocht hätte" (Z. f. A. S. 740 Rh. M. n. F. V, 1 S. 143) und man wird gestehn müssen, daß er sich mindestens in einer vollständigen Unkenntniß seiner selbst befinden muß und eben dadurch die gelehrte Welt in einer Weise mystificirt hat, wie es vielleicht noch nie vorgekommen ist. Soll ich nach dem, was uns bis jetzt gelegentlich aus seinen Collationen bekannt geworden ist, ein Urtheil fällen, so kann ich nur sagen, daß sie, weit entfernt, Ausdauer und Gewissenhaftigkeit zu verrathen, vielmehr das Werk einer fieberhaften Ungeduld zu sein scheinen, wie es von jemanden zu erwarten war, der in weniger als Jahresfrist mit Einschluß unsrer Palimpsesten achtzig Handschriften des Plautus in den Bibliotheken Italiens aufgefunden, untersucht und verglichen zu haben versichert (Z. f. A. S. 737): ganz denselben Character aber tragen die darauf gegründeten Conjecturen, die beinahe sammt und sonders den Vorwurf der Unbesonnenheit verdienen. Man mag den Mittheilungen von Mai nachsagen, daß sie im Einzelnen nicht immer zuverläßig, im Großen ungeordnet sind, aber man kann ihm wenigstens nicht den Mißbrauch des Manuscripts nachweisen, wie ich dies bei seinem Nachfolger zu thun verpflichtet war.

Gewiß! Unser Critiker mußte keine Ahnung von dem Unwerth seiner Arbeit haben, denn sonst wäre er nicht im Stande gewesen, den äußersten Schritt zu thun, der ihm auf seiner gefahrvollen Bahn noch zu thun übrig blieb. Er besaß nämlich die grenzenlose Anmaßung, seine Collationen sogar für die Arbeiten Andrer zum

Digitized by Google

Regulativ aufzustellen und machte sie zu einer Art von Gerichtshof, vor dem darüber abgeurtheilt werden sollte, ob Andre richtig gesehn und geurtheilt hatten. — Der Fall, daß man die factische Richtigkeit von Collationen in Zweifel gezogen hätte, ist leider in der Geschichte der Plautinischen Critik nicht neu. Als Pareus, erzählt uns Ritschl in seinem Aufsatz über die Critik des Plautus, Rhein. Mus. für Philol. IV S. 553 ff., seine zweite Ausgabe des Plautus im J. 1619 herausgegeben hatte, und Gruter hierdurch seine Excerpte überboten sah, vertrug dieser dies nicht, obgleich bis dahin von Pareus mit großer Schonung behandelt. „Er nahm die Sache von vorne herein gleich sehr persönlich" und ließ mehre Schriften gegen Pareus erscheinen, unter denen besonders „ein Brief" eine epistola monitoria, „das schmachvolle Beispiel einer leidenschaftlichen, gehässigen und unredlichen Polemik" darbietet. Der Hauptvorwurf, den er seinem Gegner macht, ist der, daß er ungenaue Angaben aus den Manuscripten beigebracht hätte. Trotz seiner grenzenlosen Gereiztheit hatte Gruter aber doch noch so viel Einsicht, daß er seinen Gegner nicht auf Grund der bis dahin gemachten Excerpte verklagte, sondern er verglich die codices Camerarii, um die es sich in diesem Streit handelte, aufs Neue und deshalb sind, wie Ritschl a. a. O. versichert, die gegen Pareus gerichteten Bemerkungen, „seien sie durch Gift und Galle, die sie speien, noch so widerlich," kein unwesentlicher Gewinn, weil sie die Pareischen Anführungen aus den codd. Camerarii berichtigen und ergänzen.

So handelte Gruter vor mehr als 200 Jahren, als es sich um die Vergleichung von Manuscripten handelte, die ohne alle Schwierigkeit von jederman gelesen werden können. Wie verfährt nun unser Critiker, einer jener Coryphäen, die auf den Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner, welche den schönen Zweck haben, Humanität und gutes Einverständniß unter den Gelehrten zu befördern, das Wort führen? An Gift und Galle läßt er es gewiß nicht fehlen, — man lese seinen Aufsatz „über die jüngsten Plautinischen Studien" im Rhein. Mus. neue Folge Jahrg. V H. 1 S. 128 ff. — aber den einzigen Punkt, der seinen durch ihre Leidenschaftlichkeit ohnehin sehr verdächtigen Aeußerungen Glauben verschaffen könnte, die nochmalige autoptische Vergleichung eines Palimpsestes mit meinen Angaben, den versäumt er. Er citirt mich ohne Weiteres, statt nach Mailand zu gehn, auf seine Studirstube nach Bonn und führt dort seine Sache. Doch, was sage ich? Er klagt mich nicht einmal an, sondern er verurtheilt mich auf Grund eines von ihm selbst geschaffnen Gesetzbuches. Ja, er geht so weit, eine Mittheilung von mir deshalb in Zweifel zu ziehn, weil er sich bei dieser Stelle nichts angemerkt hat. Ich aber perhorrescire dies Forum von Grund aus. Ich trage vor allen Dingen auf eine neue Revision, ja auf eine vollständige Umarbeitung dieser Collationen an, ehe ich mir gefallen lassen kann, daß man ihnen auch nur die mindeste Autorität zuschreibt. Auch dies würde ich mir zur Bedingung machen, daß ein glaubhafter, ruhiger und besonnener Mann die Rectificirung der in ihnen enthaltnen Irrthümer übernähme: sonst kann ich mich auf nichts einlassen.

Digitized by Google

Wenn ich aber dennoch einige der dort zur Sprache gebrachten Controversen behandle, so geschieht dies, wie ich den Leser ausdrücklich zu bemerken bitte, allein im Interesse der Sache und diese verlangt vor Allem, daß wir unter den Punkten, die in der Anklageschrift meines Gegners aufgeführt werden, eine Sonderung vornehmen, die derselbe fast immer vergißt: die des Wesentlichen vom Unwesentlichen. Ob also an den von ihm angeführten Stellen leibera oder libera, Ampelisca oder Ampelica, hau oder haud, meliust oder melius est, consultum est oder consultumst, exissem oder exiissem, ambo oder ambos, hince is oder hinc is, thermipolium oder thermopolium, conpactum oder compactum, arrabone oder arrabonem, steht, ob III, 5, 10 noch einmal aus Versehn nach V. 12 wiederholt wird, oder nicht, davon spreche ich, da die Critik aus den Verschiedenheiten der Schreibung in einzelnen Wörtern und namentlich aus den hier angeführten Schreibfehlern keinen Nutzen ziehn kann, kein Wort. Es wäre gerade so, als ob ich mich für die Schreibart operiri st. opperiri, die ich im Rudens mit Pareus nach den Manuscripten angenommen habe, gegen Ritschl verantworten wollte, der dies „ein neues Deponens" nennt, „das besondre Auszeichnung verdiente." Doch mißverstehe man mich nicht. Ich tadle Niemanden, der Abweichungen dieser Art notirt und mittheilt. Mag ein *späterer* Leser des Manuscripts, mit den Collationen seines Vorgängers in der Hand, dann berichtigen und nachtragen, was ihm gut dünkt! aber Dinge dieser Art zum Gegenstand des Streites und nochmaliger Behauptung zu machen, wie ich es gar wohl könnte, wenn ich die Lust dazu in mir fühlte, halte ich für unwürdig und muß deshalb diese Anklagepunkte meines Gegners zurückweisen. Statt dessen werde ich auf diejenigen Punkte, aus denen sich ein unmittelbarer Vortheil für die Critik entnehmen läßt, der Reihe nach erwidern.

Also zur Sache! Zuerst kommt der Bagatellprozeß. In diesem werde ich beschuldigt, übersehn zu haben, daß I, 4, 4 zwischen omnibus und latebris das in fehlt. — Der Kläger hat allerdings insofern Recht, als es hier nicht steht, aber wenn man die Lücke zwischen dem hinteren Theil des Wortes ATQ und dem vorderen von OMNIBUS betrachtet, so kommt man zu der Vermuthung, daß das in im C. A. nicht fehlte, sondern nur vor omnibus stand. — Ferner soll ich übersehn haben, daß nicht OCULIS, sondern OCULISQ geschrieben steht. Hierin hat er ganz Recht und ich bekenne mich schuldig. — Ferner soll ich mich getäuscht haben, indem ich V. 9 vivam unquam angeführt habe st. viva umquam und V. 6 quo st. qua. Beide Fälle müssen unentschieden bleiben, denn ob viva umquam oder vivam unquam zu lesen ist, läßt sich beinahe nur noch aus dem Raum der ausgefallnen Buchstaben berechnen, nicht mehr durch den Augenschein zur Evidenz bringen. Nimmt man an, daß umquam dastand, so ist viva allerdings das Wahrscheinlichere: lautete das Wort aber unquam, eine Schreibart, die auch öfters neben jener im C. A. vorkommt, so hat es wahrscheinlich vivam geheißen. Ob aber V. 6 quo oder qua zu lesen ist, kann Niemand aus den schwachen Resten dieses Buchstabens mit Bestimmtheit entnehmen und wenn die Latinität meines Gegners das qua, wie

Digitized by Google

ich aus seinem abgeschmackten Ausfall auf die Vertheidigung des quo schließen muß, durchaus erfordern sollte, so steht ihm wenigstens von Seiten des C. A. nichts entgegen. — V. 8 wird, nach seiner Angabe, sunt nach haec wiederholt, worin er Recht hat. — Auch darin hat er Recht, daß II, 6, 38 qui und nicht quia steht. — Wenn er dagegen behauptet, II, 7, 18 hätte der C. A. die Worte eccillum mihi unum aret, während ich eccillum mihi unicum arescit angegeben hatte, so sind wir beide im Unrecht. Er hat vielmehr, wie ich mich jetzt erst überzeugt habe: eccillum mihi unum id aret. — Endlich ist noch ein Fall zu erwähnen, der besondre Berücksichtigung verdient. Aus IV, 1, 7 macht nämlich der Kläger die Mittheilung, hier stände:

QUEMQUAMINTEREA . O . . . .

Was folgt für ihn daraus? — daß der zwischen INTEREA und O ausgefallne Buchstab ein K ist, daß diese beiden die erste Sylbe von KOMINEM bilden, daß hinter diesem hominem des Verses wegen noch ein hic einzuschalten ist und daß der ganze Vers lauten muß:

Neque quem rogitem responsorem, quemquam interea hic hominem invenio.

„Dies" ruft er mir mit stolzem Selbstbewußtsein zu „heißt einen Coder benutzen!" —

Versuchen wir es vor der Hand bescheiden, ihn zu lesen! Der Vers nimmt auf S. 404 die 15 Zeile ein. Wenn man mittheilt, was sogleich in die Augen fällt, so ist es Folgendes:

NEQ.QUEM . . . . . MRESPONSOREMQUEMQUAM . . . . . O

Für die ersten Buchstaben von rogitem, wie für das interea ist der Platz vollständig da, für das K vor dem O aber nicht, weshalb ich bei der ersten Lesung schon auf den Gedanken kam, interea wäre ganz ausgelassen und von dem letzten Wort des Verses, INUENIO, denn die nächste Zeile fährt sogleich mit dem nächsten Verse fort, nur der letzte Buchstabe vorhanden. Da aber auch dies nicht ganz stimmen wollte, so verschob ich die Untersuchung auf einen helleren Tag. Dieser fand sich und ich bemerkte, daß das O des Herrn Ritschl eigentlich ein Q war, dem, jetzt in ihrem Eindruck aufs Pergament ziemlich deutlich, die Buchstaben UEMQ folgten, so daß mir kein Zweifel blieb: derselbe Schreiber, der im nächsten Verse das sunt nach haec wiederholte, hatte auch hier den Versuch gemacht, das quemquam noch einmal nach interea zu bringen, war aber damit auf den Rand der Seite gerathen, und hatte nicht nur dies Wort nicht mehr ausgeschrieben, sondern auch invenio ausgelassen, denn die nächste Zeile beginnt, wie gesagt, mit dem nächsten Verse.

Jetzt kommen die Capitalfälle. Es gilt einige neue Worte zur Ausfüllung einer Lücke und einen neuen Vers. Ich hatte bereits bei meinem ersten Besuch in Mailand bemerkt, daß zu Anfang von I, 4, 3 einige Sylben ausgefallen wären und dies bestätigte nicht nur die sonstige Form desselben, sondern auch die Notiz, daß wir die beiden ersten Worte der Vulgate nur einer Wiederherstellung durch Con-

Digitized by Google

jectur zu danken haben. Ich theilte diese Umstände in der Vorrede zum Rudens mit, gab, um Niemanden in Versuchung zu führen, so wenig als möglich und hoffte, Ritschl würde vielleicht diese Lücke ergänzen können. Er hat es denn nun auch gethan, aber freilich in seiner Weise. Er hat nämlich richtig bemerkt, daß der Anfang des Verses die Worte ITARES enthält. Ich hatte mit dieser Lesung nicht zu Stande kommen können, welche ich mir fest einbildete, der vierte Buchstab müßte ein N gewesen sein und dieser Vers, wie die vorhergehenden, mit ITANE angefangen haben. Auf das S folgten einige Buchstaben, die uns Beiden nicht erkennbar gewesen waren. Zum Schluß hatte Ritschl vor dem Wort vitae, welches die Palatinen schon geben, noch drei Buchstaben entziffert, von denen der mittelste ein N war. Sein Schema lautet daher:

ITARESS . . . INI.

Nun fehlte freilich, wie jeder sieht, noch die Hauptsache: das Verbum zum Satz. Da nun Ritschl in den Palatinen statt des dein, welches wir lesen, dent gefunden hatte, so fügte er auch den Buchstaben D hinzu und gewann so die Endung DENT. Schon dies war gewagt, denn im cod. vetus, wo allerdings dent steht, geht doch nur eine Lücke für drei Buchstaben vorher, so daß seine Lesart schwerlich die des C. A. gewesen ist, wo für neun Buchstaben Raum ist. So weit indessen gelangt, kommt unser Critiker zu dem Schluß, im C. A. müsse SORDENT gestanden haben.

Ich muß gestehn, daß ich auf diesen Einfall nicht gekommen wäre und wenn ich Jahre lang nachgesonnen hätte, denn was ist da für Zusammenhang in den Gedanken, wenn Ampeliska sagen soll: Ita res sordent: vitae haud parco — ? Ich dachte mir daher, es würde wahrscheinlich dastehn ITARESSUADENT. Auch dies hat sich nicht bewährt: der C. A. giebt ITARESSEKABENT.

Der zweite Fall betrifft den Schlußvers von III, 4, über den Mai bereits die Mittheilung gemacht hatte, daß kurz nach dem Anfange des Verses die Worte modo ego und zum Schluß venero gestanden hat. Ritschl geht noch etwas weiter und giebt folgendes Schema:

ABIMODOEGODUM . . . . UTABEA . . . . . A . . . G . . . UENERO.

Das vereinzelte A ist nicht richtig und muß auf Täuschung beruhn. Auch ist zwischen ABEA und G nicht viel mehr Raum, als im C. A. beim Personenwechsel gelassen zu werden pflegt und an dieser Stelle, wo im codex Bembinus eine Chiffer angebracht ist, die die Person andeutet, hat im C. A. niemals etwas gestanden. Wenn Ritschl daher zur Ausfüllung der Lücken die Conjectur macht:

Abi modo: ego dum abes ut abeat non sinam — Huc revenero.

so müssen die Worte non sinam sogleich als unmöglich gestrichen werden. Es steht auch in der That nur da:

Abi modo ego dum hic sto ut abeat. Huc ego revenero,

wenn man bemerkt, daß KC statt KIC verschrieben ist. Die Rede ist, wie es der Character der Stelle mit sich bringt, abgebrochen.

Digitized by Google

Was endlich das Hinzutreten eines neuen Verses angeht, so habe ich geglaubt, denselben zu Anfang der nächsten Scene und in unmittelbarer Folge auf den so eben besprochnen annehmen zu müssen. Meine Gründe wurden durch den Augenschein bestimmt. Zeile 18 enthält den so eben besprochnen Vers, der schon stark gelitten hat. Zeile 19 hat gegenwärtig keinen Text mehr. Dagegen sieht man über derselben mit kleinen Lettern die Personennamen für die nächste Scene eingeklemmt, die, nach Ritschls Annahme, erst auf der nächsten Seite beginnen soll, denn dort fängt unser Text in Z. 1 mit V, 1 an. Nun dachte ich: Warum hat der Schreiber die Personennamen hier in die Mitte von zwei Zeilen mit kleiner Schrift eingefügt? Warum hat er nicht die nächste Zeile dazu genommen, da ja der Fall oft genug vorkommt, daß die Zeile unter der Ueberschrift nicht mehr leer gelassen ist? Und hieranf schien mir die einzig denkbare Antwort die zu sein: weil diese Zeile schon beschrieben war. Ja! sie muß es schon gewesen sein, denn wer macht eine Ueberschrift über die letzte Zeile einer Seite, wenn sie leer ist? Würde der Schreiber, selbst wenn er die Zeile aus Caprice hätte leer lassen wollen, nicht vielmehr seine Ueberschrift über die erste Zeile der folgenden Seite gesetzt haben, wenn die Scene dort erst anfienge? Auch ist ja ein analoger Fall auf p. 67 vorhanden. So gut, wie der Schreiber dort den vergeßnen Vers des Stichus in die schon vorhandnen neunzehn Zeilen einschob, so that er es hier mit der vergeßnen Ueberschrift.

Der Kläger hat nun gegen meine Annahme Folgendes einzuwenden:

1) „Der Palimpsest hat regelmäßig auf jeder Seite neunzehn Senare."

Das ist erstens nicht der Fall und zweitens beweist es nichts für ihn.

2) „Nach jeder Scene folgen zwei Zeilen, von denen die erste leer ist, die zweite die Personennamen der folgenden Scene enthält oder wenigstens dafür bestimmt ist."

Ist theils im Obigen widerlegt, theils paßt es nicht hieher, denn wir haben nur eine Zeile und nicht zwei.

3) „Im gegenwärtigen Fall ist freilich die Ausnahme, daß nur eine zu Ende des Blattes leer blieb."

Das ist gerade der Punkt, der zu beweisen war, ob die Zeile leer blieb oder nicht.

Ich trage darauf an, daß der Kläger wegen Mangel eines jeden Vernunftgrundes sofort abgewiesen wird.

Nehmen wir nach diesem Zwischenspiel den Faden der Untersuchung wieder auf und fragen wir, was sich denn nun im Ganzen als Resultat bei der Vergleichung des C. A. für unsern Critiker herausgestellt hat, so ist es das, „daß Hermanns Trinummus als einziges Beispiel eines in allem Wesentlichen richtigen Verfahrens dasteht." (Z. f. A. S. 753) Er setzt hinzu: „Es wäre freilich eine Täuschung, wenn man dies große Resultat aus dem Palimpsest, dem es verdankt wird, unmittelbar in seiner ganzen Ausdehnung entnehmen zu können glaubte. Aber wenn die Hälfte oder mehr als die Hälfte der Verse, die bisher dazu dienen

Digitized by Google

mußten, Gesetzlosigkeiten der Plautinischen Metrik zu beweisen, in ihrer durch den Palimpsest erhaltnen Gestalt gerade die entgegengesetzte Kraft hat, so wird sich jetzt auch die andre Hälfte, eingedenk ihrer Schicksale im Mittelalter, nicht mehr zu solchem Beweise hergeben und wir werden das Recht und die Pflicht haben, diesen Versen ihre vorauszusetzende ehemalige Concinnität durch Rückanwendung derselben Veränderungen zurückzugeben, durch die ihre glücklicheren Geschwister zu gleicher Entstellung in den Palatinischen Handschriften herabgekommen sind." (S. 754.) Er endigt damit, „daß es jetzt eine Lust und Freude für ihn sei, mit solchen Gewißheiten den Text des Plautus zu emendiren, nachdem ein Absolutes, nämlich die durch alle übrigen Denkmale der antiken Poesie durchgehende Schönheit und Gesetzmäßigkeit des Rhythmus als Ziel des Strebens vorliege, während das Suchen eines Relativen, nämlich der zufälligen Begrenzung jenes Ideals, die nur von der mehr oder minder zureichenden Kraft des dichtenden Individuums abhienge, einmal keine andre als eine historische Genugthuung gewähren könnte, und außerdem bei der Durchführung selbst in den peinlichsten Zustand eines steten Schwankens zwischen gleichberechtigten Möglichkeiten setzen müßte." (S. 755).

Nehmen wir aus dem Angeführten zunächst das Factische heraus, so ist es der Umstand, daß der Hiatus, denn dieser ist mit „den Gesetzlosigkeiten der Plautinischen Metrik" gemeint, in der Hälfte der Verse, mit denen man ihn aus den Palatinen vertheidigen zu können glaubte, durch den Palimpsest aufgehoben würde, wie denn noch an jener Stelle bemerkt wird, „daß ihn der C. A. sogar beim Personenwechsel zu oft beseitigte, als daß sich die Critik daraus nicht eine Lehre nehmen müßte." (S. 755).

Ich hatte Grund, an der Richtigkeit dieser Angabe zu zweifeln und machte daher in der Vorrede zu meiner Ausgabe des Rudens die bescheidne Bemerkung, „der um die Critik des Plautus hochverdiente Professor Ritschl gienge meines Erachtens in dieser Behauptung viel zu weit." Hierüber wird nun der Herr Professor Ritschl äußerst aufgebracht, behauptet, ich bezüchtige ihn einer Unwahrheit und verschwört sich, nichts als die Wahrheit gesagt zu haben. „Er setzt," wie er (R. M. n. F. V, 1 S. 143) sagt, „seinen ganzen guten Namen für die durchgängige Richtigkeit seiner Angaben zum Pfande ein."

Er hätte doch warten sollen, bis ihm der Eid in eigner Sache zuerkannt worden wäre. Auf dergleichen Zwischenfälle pflegt man mit gutem Fug vor Gericht keine Rücksicht zu nehmen. Und was will er denn nun machen, wenn ich sein Pfand nicht annehme? Verdenken könnte er es mir doch wahrlich nicht, wenn ich ihm mit den Worten des Plautus zuriefe:

> Alibi quaere, ubi tuo iurando iuri satis sit subsidi:
> Hic apud nos, Alcesimarche, confregisti tesseram.

Ich lasse mich daher durch den zur Unzeit geleisteten Schwur nicht abhalten, meine Meinung zu begründen und das zunächst aus den Worten meines Gegners, der den

Digitized by Google

Inhalt des C. A. auf folgende Weise angiebt: „Abgesehn von sieben Comödien, von denen gar nichts oder wenig mehr als nichts übrig ist, läßt sich das, was von den vierzehn übrigen erhalten ist, genau auf die Hälfte derselben berechnen, so jedoch, daß es sich sehr ungleich auf sie vertheilt, indem an zwei Stücken nur sehr wenig fehlt, zwei mit mehr als der Hälfte, drei ungefähr zur Hälfte, sieben mit weniger als der Hälfte erhalten sind" (Z. f. A. S. 738.) Nun frage ich jeden, der die oben von mir gemachten Angaben, die diese Berechnung bestätigen, mit Ritschls Behauptung vergleicht, ob es ihm wahrscheinlich ist, daß überhaupt nur die Hälfte der Fälle, in denen der Hiatus vorkommt, in jenem dritten Theil des Plautinischen Textes, auf welchen sich der C. A. bezieht, enthalten sei? Dies würde mindestens die sonderbare Voraussetzung haben, daß der Hiatus in den zwei Dritteln des Textes, die verloren gegangen sind, sehr viel seltner vorkäme, als in dem einen Drittel, das sich im C. A. erhalten hat. Wäre dies nun aber auch der Fall, so hätte damit auch zuverläßig jeder dort vorkommende Hiatus durch den C. A. getilgt werden müssen, was aber nicht einmal von Ritschl behauptet wird.

Doch nehmen wir einmal an, die Sache verhielte sich so, wie Ritschl behauptet: würde nun daraus, daß der Hiatus aus der Hälfte der Stellen, die er inne gehabt hat, durch den C. A. vertrieben wird, auch folgen, daß er aus der andern, die er noch inne hat, vertrieben werden muß? Ritschl führt, Rh. M. a. a. O., vier Verse aus dem Prolog des Trinummus an, in deren zweien der Hiatus durch Umstellung einiger Worte beseitigt wird, und schließt daraus, daß er nun auch aus den zwei andern in der Nähe stehenden Versen, wo der C. A. keine Veränderung dieser Art hat, fortgeschafft werden muß. Aber wenn diese Umstellungen sonst nicht von Seiten des Sinnes und der Rede empfohlen würden, so könnte man mit ebenso gutem Recht verlangen, die beiden Verse, die den Hiatus nicht haben, sollten sich nach denen richten, die ihn haben. Wer bürgt uns denn dafür, daß jene Veränderungen gerade um des Hiatus willen gemacht sind? Nun ruft mir Ritschl ununterbrochen zu, ich sollte die Fälle, in denen der Hiatus vorkommt, *zählen*, aber was ist das für eine täppische Critik, die ihre Fälle *zählt*, statt sie zu *wägen*?

Es kommt noch ein andrer Grund hinzu, der uns von der Zustimmung zu einem solchen Verfahren abhalten kann. Ich habe ihn gleichfalls in der Vorrede zum Rudens angegeben. Der C. A. nämlich, weit entfernt, das Resultat zu gewähren, welches Ritschl aus ihm zieht, führt vielmehr noch den Hiatus an manchen Stellen ein, wo ihn die andern Manuscripte nicht haben, und das, wie ich ausdrücklich hinzusetzte, mit so großer Evidenz, daß es vergeblich wäre, an eine Aenderung zu denken. Was erwidert nun unser Critiker hierauf? — Er nimmt von vorne herein an, daß der Hiatus das Vorhandensein einer Corruptel constatire, gerade der Punkt, der noch zu erweisen ist, und fragt mich, ob ich die Worte Scaligers vergessen hätte: **vetusta manuscripta sterquilinia sunt, e quibus elici potest aurum?** — Ich weiß nicht, ob die Zusammenstellung eines Misthaufens mit einer Goldgrube des Behaltens werth ist, — denn wer hat dort jemals Gold ge-

Digitized by Google

ſucht? — aber wenn mir die Vergleichung deſſelben mit einer alten Handſchrift aus dem Gedächtniß gekommen wäre, ſo hätte ſie ſich mir bei der ſogenannten Ausgabe der Bacchides von Ritſchl wieder aufdrängen müſſen, die ja eigends zu dem Zweck gemacht wurde, um den Kehricht der verſchiednen Manuſcripte zuſammenzufegen. Ich ſage nicht zu viel, denn die dort zuſammengetragnen Lesarten waren in den Augen des Herausgebers ſelbſt nichts als Kehricht, den man auf Einen Platz zuſammenſcharrt, um ihn demnächſt wegzuwerfen. Mit andern Worten: jene Ausgabe wurde zu dem Zweck gemacht, um uns zu zeigen, daß man die Autorität der Manuſcripte über den Haufen werfen müßte, ehe an eine rationelle Behandlung der Sache zu denken ſei. Freilich bin ich, was Scaliger angeht, der Meinung, daß er von jener leider nur zu gewöhnlichen Art von Manuſcripten ſpricht, in denen, wie in den Palatinen, die Schreibfehler beinahe häufiger ſind, als das Richtige, aber vom codex Ambrosianus und vom codex Bembinus würde er dieſen Vergleich nicht gemacht haben, da dieſe ja in jeder Beziehung mit zu den Zierden unſrer Litteratur gehören. Eine ſolche Anwendung ſeines Ausſpruches lag ihm ſicher fern. Da nun aber mit dem von mir bemerkten Factum der Grundſatz zuſammenhängt, daß ich keinen Vers um des Hiatus willen ändern zu wollen erklärte und auch dieſer von meinem Gegner angegriffen wird, ſo will ich auf die Sache näher eingehn und ſagen, wie ich dazu gekommen bin.

Wir können, ſo viel ich geſehn habe, in der Behandlung des Hiatus drei Epochen in der Geſchichte der Plautiniſchen und Terenzianiſchen Texteskritik unterſcheiden. Die erſte beginnt mit Bentley, der, wie er in ſeinem Schediasma ankündigt, den Hiatus nur in dem ſpeciellen Fall zugeben wollte, wenn ein einſylbiges, betontes Wort zu Anfang eines Anapäſten (oder Creticus) ſteht, doch geſtattet er ſelbſt ad Andr. I, 1, 98 und ad Eun. prol. 34 ausdrücklich den Tribrachys und ſtillſchweigend den Bacchius und Amphibrachys in Wörtern wie támetsi und quámobrem, den Moloſſus z. B. in di istaec Heaut. V, 4, 15. Faſſen wir daher die Sache von dieſer Seite auf, ſo werden wir ſagen müſſen, daß der Hiatus bei einem einſylbigen betonten Wort erlaubt iſt, wenn es zu Anfang eines dreiſylbigen Fußes ſteht. Andrerſeits ſieht man aber auch ſchon aus den von Bentley zugelaßnen Fällen, daß auch kein einſylbiges Wort dazu gehört, um den Hiatus zu rechtfertigen. Wir haben cóitio Phorm. II, 2, 32 intróiit IV, 4, 25, próhibeo, déamo, déeram, circuítio Andr. I, 2, 31, ſo daß man vorläufig im Ganzen für dieſe Erſcheinung den Grundſatz aufſtellen kann: der rhythmiſche Accent ſtellt eine jede Sylbe, die zu Anfang eines dreiſylbigen Fußes ſteht, ſicher vor der Synizeſe, denn auch für die Betonung der Endſylbe eines ſolchen Wortes ſind im cod. Bembinus Beiſpiele: Heaut. II, 3, 47 giebt derſelbe ornatám uti und läßt ita aus, Phorm. IV, 3, 51 debeó etiam ohne et Hec. IV, 4, 9 nullám in his rebus ſt. de.

Im Uebrigen verfuhr Bentley mit ſolcher Strenge gegen den Hiatus, daß er Heaut. I, 1, 31 dem Chremes nicht einmal erlaubte eheu! auszurufen, weil

Digitized by Google

meruisti, auf der letzten Sylbe betont, vorhergegangen war. Er mußte, um den Hiatus zu vermeiden, oiei! rufen.

Trotz aller Unduldsamkeit schonte er aber dennoch eingestandnermaßen drei Verse, in denen er den Hiatus bestehn ließ. Dies sind:

Phorm. III, 2, 1 Dorió, audi, obsecro. Non audio. Parumper. Quin omitte me.

Adelph. V, 8, 24 Quid nunc? Quid restat? Hegió est his cognatus proxumus.

Hec. V, 2, 21 Ob eám rem vin ergo introeam. í, atque éxple iis animum, ut crédant.

In Bezug auf den zweiten vergleiche man die Note zu Phorm. III, 2, 1.

Hermann, der eine andre Betonung des letzten Verses vorschlug, rechtfertigte den Hiatus sowohl als die syllaba anceps in introeám durch die Cäsur, elem. doct. metr. p. 151. Ganz in derselben Weise würde man auch den zweiten Fall auffassen können, da die letzte Sylbe von Hegio auch in der Cäsur steht. Den ersten suchte er dadurch zu beseitigen, daß er das Wort Dorio als eine Clausel voranstellte und den in den Manuscripten ungetheilten Vers in einen Creticus und einen jambischen Tetrameter zerfallen ließ, elem. p. 180. Ob mit Recht, daran möchte ich zweifeln. Es fragt sich nämlich, was im Sinne der Römischen Musiker eine Clausel genannt werden kann. Nach der von Varro bei Rufin. de metr. com. p. 2707 gegebnen Nachricht sollen die Clauseln davon ihren Namen erhalten haben, daß die in ihnen enthaltnen Worte den Sinn abschlößen, quod clauderent sententiam, eine Bestimmung, die auch auf die von ihm angeführten Beispiele aus Attius, Cäcilius und Terentius vollständig paßt. Es ist keins unter ihnen, wo zur Vollständigkeit des Satzes etwas fehlte. Es paßt auch auf Eun. II, 3, 1, wo occidi in ähnlicher Weise dem folgenden Verse vorangestellt ist. Aber es paßt nicht mehr auf Phorm. III, 2, 1, weil das Wort Dorio so genau mit dem Folgenden zusammenhängt, wie das Wort Storax in dem ersten Verse der Adelphi, den Niemand in einen Monometer und eine jambische Pentapodie eintheilen wird. Aus diesem Grunde darf man Dorio nicht zu einer Clausel machen.

Eine andre Frage ist nun freilich die, ob jene Etymologen, die uns ohne Zweifel in ihrer Bemerkung ein richtiges Factum überliefert haben, auch mit ihrer Erklärung des Wortes Recht hatten, und dies glaube ich allerdings nicht. Wie sollten die Musiker, von denen diese Bezeichnung offenbar ausging, darauf gekommen sein, jene Versstücke deshalb Clauseln zu nennen, weil sie die Sentenz in sich beschloßen? Sollten sie ihre Bezeichnung nicht vielmehr von der ursprünglichen Stellung derselben in dem Musikstück hergenommen haben? Ich vermuthe, daß sie sie deshalb so nannten, weil sie ursprünglich Versschlüsse bildeten, membra versuum, wie sie Mar. Victorinus bei Rufin. de metr. com. p. 381 G. nennt. Wenigstens kann dies mit den angeführten Beispielen sehr wohl der Fall gewesen sein. Das jambische Penthemimeres, wie es hier in den Worten discrucior animi vorliegt, braucht nicht aus dem Anfang des jambischen Senars, es kann ebenso wohl aus dem Ende des catalectischen Tetrameters genommen sein, der jambische acatalectische Dimeter, hier an haec iam obliti sunt Phryges, scheint ursprünglich die zweite Hälfte des

Digitized by Google

acatalectischen Tetrameters gebildet zu haben, und daß die metrische Form, die den Worten di boni quid hoc zu Grunde liegt, den Schluß, nicht den Anfang eines jambischen oder trochäischen Verses gebildet hat, geht aus der Betonung hervor, da man gesprochen haben wird: Di boni, quid hóc! nicht, wie es in jenem Fall geschehn müßte: Di boni! quid hoc. Diese Clausula, die man sowohl als Epodos dem vorhergehenden Musikstück nachstellte, wie man sie auch als Proodos demselben voranschickte, erregte an der letzten Stelle durch ihre Benennung die Aufmerksamkeit der Römischen Etymologen, die sie auf die angegebne Weise zu erklären versuchten. Ob man nun freilich, wie Hermann annimmt, Clauseln auch in die Mitte der Gedichte eingefügt, ob man dazu ganze Verse, wie den jambischen Senar, genommen, ob man mehre Clauseln hinter einander gebracht hat, wage ich nicht zu entscheiden, weil es darüber an Nachrichten fehlt und wir nicht wissen, wie die von Hermann angeführten Beispiele von den Römern aufgefaßt sind. Mar. Victor. sagt a. a. O. Quod ad clausulas, id est minuscula cola, pertinet, quot genera versuum sunt, totidem membra pro clausulis poni possunt et solent in canticis magis quam diverbiis, quae ex trimetro magis subsistunt, collocari et praecipue apud Plautum et Naevium et Afranium. Nam hi maxime ex omnibus membris versuum, colis ab his separatis, licenter usi reperiuntur in clausulis. Mir genügt, nachgewiesen zu haben, daß Dorio nach Römischer Auffassungsweise keine Clausel bilden kann und daß der Hiatus an seiner Stelle bleibt.

Der hier vorliegende Fall nämlich steht nicht so vereinzelt, wie es den Anschein hat. Auf meruisti. Eheu Heaut. I, 1, 31 ist oben schon aufmerksam gemacht. Eun. IV, 4, 48 geben alle Manuscripte quo modó hinc ábeam. Phorm. V, 6, 42 giebt der codex Bembinus zum Schluß des Verses feceró. Heus Phormio st. o mi. Eun. V, 8, 55 diú hoc sáxum ohne iam, Heaut. V, 1, 38 Immó amicae, ohne quod, Phorm. III, 1, 6 in té omnés sitae ohne uno, III, 3, 1 quid faciám unde ego nunc subito huic ohne tam Hec. V, 2, 12 porró hanc experiamur ohne nunc, Heaut. V, 1, 79 mit allen andern Manuscripten des Faernus ridiculó ac délectamento. Aus der Vergleichung dieser Stellen mit den oben besprochnen aber geht hervor, daß auch die erste Sylbe eines zweisylbigen Fußes, wenn sie den Ton hatte, mit der folgenden nicht zu coalesciren brauchte.

Indem wir den Namen Hermanns genannt haben, sind wir bereits in die zweite Epoche getreten. Dieser kam nämlich vom metrischen Standpunkt aus zu dem Resultat, daß der Hiatus ebensowohl in der Cäsur der Verse als auch gelegentlich bei andern Abschnitten der Rede zu dulden sei. Er wies daher viele von den Bentleyschen Emendationen zurück, stellte die richtigen Lesarten aus den Manuscripten wieder her und setzte den Hiatus namentlich in der Cäsur des jambischen und trochäischen Tetrameters wieder in seine Rechte ein. Vielleicht unbewußt, wenigstens ohne davon zu sprechen, hatte Bentley dem von Hermann ausgesprochenen Grundsatz gemäß, daß der Hiatus bei Personenwechsel zu dulden sei, schon eine Concession gemacht, indem er Adelph. V, 1, 5 schrieb:

Digitized by Google

exemplum disciplinae. Ecce autem hic adest.

und ist mit Recht deshalb von Lachmann (catal. lect. univ. Berol. aest. 1847 p. 4) belobt worden. Dies Alles war von Hermann ins Besondre bei Terentius nachgewiesen, denn in Bezug auf Plautus fand kein Widerspruch statt, da bereits Bentley ad Eun. III, 1, 18 für diesen den Hiatus in der Cäsur angenommen hatte.

Derselbe Gedanke, den Hermann in seiner Metrik ausgesprochen hatte, wurde nun von Linge in seiner Schrift de hiatu weiter ausgeführt, auf alle Abschnitte des Verses und der Rede ausgedehnt und speciell auf den Text des Plautus angewandt, wo sich denn fand, daß die bisher bekannten Manuscripte eine sehr weite Ausdehnung desselben gestatten. Dabei machte Linge mit Recht auf die Stelle des Cicero orat. c. 45 aufmerksam, wo es von Römischen Dichtern heißt: qui, ut versum facerent, saepe hiabant.

Durch vielfaches Sprechen und Anhören plautinischer Verse hatte ich mich gleichfalls von der Richtigkeit dieser Bemerkung überzeugt und sprach mich in der Vorrede zu meiner Ausgabe des Rudens dahin aus, daß der Hiatus, wenn er auch der Eleganz der Verse schädlich sein könnte, doch die Deutlichkeit recht sehr befördere und von einem Dichter, der, wie Plautus, sein rhythmisches Schema nicht erfunden, sondern von den Griechen überkommen hätte, angewandt zu sein schiene, um die Haupt- und Nebenabschnitte eines Verses, der allein schon durch die Aufnahme von Spondeen, Dactylen und Anapästen an gleichen und ungleichen Stellen in metrischer Hinsicht ein etwas unregeltes Ansehn erhält, bestimmter von einander zu sondern. Wenn ich ausdrücklich darauf ein Gewicht legte, daß Plautus seine Verse nach einem ihm von den Griechen überlieferten Tacte sprechen ließ, so geschah es deshalb, weil ich bemerkt zu haben glaube, daß jede Versform bei ihrem ersten Auftreten von ihrem Erfinder am strengsten gehandhabt wird und erst späterhin jene Freiheiten erhält, deren Erklärung den Metrikern so große Schwierigkeiten macht. Am meisten pflegt sie aber bei der Uebertragung von einer Sprache auf die andre in dieser Hinsicht zu leiden.

Herr Ritschl, der durch die Bemerkungen, die er bei Anführung meiner Worte R. M. V, 1 S. 137 einstreut, zeigt, wie wenig er ihren Sinn begriffen hat, ist nun, als erklärter Gegner eines jeden Hiatus, höchst entrüstet, daß ich ihn nicht nur entschuldigen, sondern sogar rechtfertigen will. Er bietet daher Alles auf, was ihm seine Leidenschaftlichkeit eingiebt, um meine Meinung zu bekämpfen und herabzusetzen. Zunächst erwidert er, daß der Hiatus auch an solchen Stellen vermieden würde, wo Abschnitte in der Rede vorkämen, daß also diese, von meinem Standpunkt aus betrachtet, durch das Coalesciren der Vocale auf das Aeußerste verdunkelt werden müßten.

Ueberlassen wir „das Aeußerste" vor der Hand der exaltirten Vorstellungsweise meines Gegners und betrachten wir das hier geltend gemachte Factum, so bestätigt dasselbe nur, daß in der menschlichen Rede nicht Ein Princip herrscht, sondern mehrere, die einander die Waage halten. Das Coalesciren der Vocale ist aus dem Streben nach Wohlklang, oder richtiger nach Weichheit, hervorgegangen, der Hiatus bei den

Digitized by Google

Abſchnitten des Verſes und der Rede aus dem nach Deutlichkeit: eins hebt das Andre noch nicht auf und ich habe gar nicht behauptet, daß die Rede darum undeutlich werden muß, wenn die Vocale bei den Abſchnitten derſelben coaleſciren; ich habe nur geſagt, daß ſie deutlicher iſt, wenn es nicht geſchieht. Der Critiker hat daher, wie mir ſcheint, nichts zu thun, als zu erkennen, welchem von beiden Principien der Dichter im vorliegenden Falle den Vorzug gegeben hat: verfolgt und verficht er nur das eine von ihnen und huldigt er, wie Ritſchl, ausſchließlich dem Princip der Weichheit, ſo wird er mehr als einſeitig und zeigt, daß er das Weſen der menſchlichen Rede nicht begriffen hat, welches, wie geſagt, nicht in der Durchführung Eines ſondern in der Harmonie verſchiedner Principien begründet iſt.

Ferner beſchuldigt mich Ritſchl eines Plagiats. Ich hätte, behauptet er, dieſe Meinung von Andern angenommen, ohne die Urheber dabei zu nennen. Sie liegt freilich für jeden Aufmerkſamen ſo nahe, daß ich mich keinen Augenblick wundern würde, ſie ausgeſprochen zu ſehn, aber Herr Ritſchl hätte doch die Stelle angeben ſollen, wo ſie zu finden iſt. Endlich fällt er in ſeiner eraltirten Art über die Aufführungen plautiniſcher Stücke her, die mir die ausgeſprochne Anſicht practiſch bewährt hatten, trotz dem, daß er ſelbſt eingeſteht, man könnte freilich nicht wiſſen, wie ſich dergleichen Dinge ausnähmen, wenn man ſie nicht ſelbſt geſehen hätte. Um wie viel beſſer wäre es daher nicht geweſen, zu ſchweigen! Alle ſeine Ausfälle beweiſen mir nur, daß er von der Aufführung plautiniſcher Comödien in Berlin nicht mehr weiß, als von der des Stichus in Rom.

Hermann geſtand den Hiatus noch in einigen andern Fällen zu, die er elem. p. 190 durch die Freiheit zu begründen ſucht, welche man den nominibus propriis einzuräumen pflegt. Ich glaube nicht, daß dieſer Umſtand bei den vorliegenden Beiſpielen von Einfluß geweſen ſein kann, denn der Hiatus betrifft ja nicht das ganze Wort, ſondern nur ſeinen Anfangs- oder Endvocal. Was ſollte alſo ein nomen proprium in dieſer Hinſicht vor einem appellativum voraus haben können? Außerdem aber macht er p. 62 die feine Bemerkung, daß ein langer Vocal zu Ende eines Wortes nicht mit einem kurzen zu Anfang des folgenden verſchmolzen werden könnte und daß der Hiatus dann nicht nur erlaubt, ſondern ſogar nothwendig wäre.

Betrachten wir die von Hermann a. a. O. angeführten Verſe näher, ſo ſtellt ſich, mit Ausnahme von Einem, der nichts Neues bietet, der Fall dar, daß eine vorhergehende unbetonte Sylbe mit der ihr folgenden betonten Sylbe nicht zu coaleſciren braucht, ja unter Umſtänden, nach Hermanns Meinung, nicht einmal coaleſciren kann, das Letztere in dem von ihm angegebnen Verſe insulae Ionio in magno etc., weshalb denn auch Lachmann a. O. p. 4 mit Recht Bacch. II, 3, 73 Dianae Ephesiae hierhergezogen hat. Ganz ebenſo verhält es ſich nun aber auch mit Ter. Heaut. II, 4, 11 intérea áliquid Adelph. II, 1, 54 frústra égomet Hec. IV, 1, 46 consílio éa par fuerat und Trin. prol. 10 set ea huc quid introierit, ein Vers, der ſich ganz ebenſo im C. A. findet. In dieſem Fall iſt die Synalöphe nach Hermanns Dafürhalten nicht einmal möglich. Erlaubt dagegen iſt ſie auch da, wo die betonte

Digitized by Google

Sylbe keine Kürze iſt, ſondern eine Länge. Hermann führt dafür an Amphitr. I, 1, 119 vergiliae occidunt Asin. IV, 1, 59 Veneri aut Cupidini. Damit ſtimmt überein Eunuch. III, 2, 40 post continuo exeo, und dem codex Bemb. zufolge Eun. IV, 5, 12 ubi ego antevorterim ohne huic, Heaut. V, 3, 18 facile ex te ohne esse, Phorm. V, 8, 51 adeo illi ohne ego und Hec. IV, 1, 53 animo irato ſt. iracundo. Ich verbinde hiermit ohne Weiteres auch den von Allen anerkannten Fall, daß eine Interjection mit dem ihr folgenden Vocativ, auch wenn ſie unbetont iſt, nicht zu coaleſciren pflegt, wie z. B. Andr. IV, 5, 22 o optume hospes, um jetzt, mit Bezugnahme auf die obige Auseinanderſetzung, den Schluß zu ziehn, daß zwei Sylben, die nicht mit einander in gleichem Tonverhältniß ſtehn, auch nicht mit einander zu coaleſciren brauchen. Nur zwiſchen zwei Sylben, welche zuſammen an unbetonter Stelle ſtehn, wird dies von rhythmiſcher Seite gefordert werden können.

Die dritte Epoche in der Behandlung des Hiatus endlich hat Lachmann begonnen, indem er im Lectionscatalog zum diesjährigen Sommerſemeſter die Bemerkung macht, daß es Wortendungen in der Römiſchen Sprache giebt, die überhaupt niemals der Verſchmelzung mit dem folgenden Wort ausgeſetzt ſind und daß die Dichter in denſelben vom Hiatus Gebrauch gemacht hätten, weil die Synizeſe fehlerhaft ſei. Von andern Endungen weiſt er nach, daß ſie allerdings mit dem Folgenden coaleſciren konnten, daß aber Dichter, wie Navius, Virgilius, Ovidius, Plautus dennoch dem Hiatus den Vorzug gegeben hätten. Maluit, ſagt Lachmann, Naevius in hoc genere hiare, item Vergilius etc.

Ganz abgeſehn davon, wie viele Emendationen, die in dem Sinne von Ritſchl gemacht ſind, dieſer Bemerkung zum Opfer fallen müſſen, ſo iſt es auch klar, daß wir uns jetzt auf einem neu eröffneten Felde befinden. Unabhängig vom rhythmiſchen Verhältniß der Sylben zu einander, von der Cäſur, von der Interpunction und ſonſtigen Abſchnitten haben wir nämlich zu unterſuchen, ob die von der Critik beliebten Synizeſen, die zur Vermeidung des Hiatus gemacht worden ſind, ſich als nothwendige oder wenigſtens als erlaubte herausſtellen, denn ſonſt ſind ſie entweder überhaupt nicht zu dulden oder der Verdacht liegt nahe, daß die Dichter, trotz der Möglichkeit der Synizeſe, dennoch den Hiatus vorgezogen hätten. Auf dieſe Art werden wir alſo erſt zu ergründen haben, in welchen Vocalverbindungen überhaupt der Wohlklang für das Römiſche Ohr lag, welche man aufſuchte und welche man vermied. Daß die Römer dem Hiatus nicht immer entgegen geweſen ſind, geht ja ſchon daraus hervor, daß z. B. coegi dreiſylbig und circumire vierſylbig gebraucht wird. Beſonders aber möchte ich auf Quinctil. instit. orat. IX, 4, 36 aufmerkſam machen, der Folgendes ſagt: Nam ut coeuntes litterae, quae συναλοιφαὶ dicuntur, etiam leniorem reddunt orationem, quam si omnia verba suo fine clauduntur, et nonnunquam hiulca etiam decent faciuntque ampliora quaedam, ut: pulchra oratione acta omnino iactare. Hiernach ſcheint es doch wirklich, als wenn das lange a zu

Digitized by Google

Ende von pulchra mit dem langen o zu Anfang von oratio nicht habe coalesciren können, denn sonst wäre keine oratio hiulca vorhanden gewesen. Dergleichen Fälle wird es wohl noch mehre geben. Bis diese aber gehörig ermittelt und begründet sind, werde ich keinen Vers allein um des Hiatus willen ändern.

Aber Ritschl zeiht mich nun der Inconsequenz! „Ich habe," meint er, „meinen eignen Worten widersprochen, indem ich die Form ted statt te an Stellen in den Vers aufnahm, wo sie von den Manuscripten nicht anerkannt wird." Ich glaube, diese Beschuldigung bedarf in den Augen ruhiger Leser keiner Widerlegung. Wer weder am Rhythmus, noch am Sinn, noch an der Wortstellung ändert, der läßt, so viel ich sehn kann, auch den Vers unverändert. Diese Aenderung ist noch geringer, als wenn man ein ν ἐφελκυστικόν an die Endung eines griechischen Wortes setzt. Wer im Stande ist, dies eine Aenderung des Verses zu nennen, der muß ihn als eine abgezählte Quantität von Buchstaben betrachten, von denen keiner fehlen kann, ohne dem Ganzen zu schaden.

Herr Ritschl hat aber wieder, wie gewöhnlich, nicht begriffen, daß mein Verfahren deshalb von dem andrer Editoren verschieden war, weil es von andern Principien ausgeht. Diese nämlich haben es so eingeführt, daß Formen, wie med, ted, blos dazu gebraucht werden, um den Hiatus zu vermeiden; tritt der Fall ein, daß me und te an die Spitze eines dreisylbigen Fußes treten oder daß sie die Synizese ertragen können, ohne daß deshalb der Vers metrisch gestört wird, so statuiren sie entweder den Hiatus oder die Synizese. So z. B. schreiben die Andern Rud. III, 4, 13 té ego appello, weil es ihnen um ihren Anapästen zu thun ist. Ich dagegen schrieb ted ego appello, weil ich glaubte, daß das Wort te durch diese Sonderung vom Folgenden besser hervorgehoben würde. Ebenso schreiben die Andern I, 2, 93 si apud me ēsūrus es, mihi dári operam voló, denn es ist ein jambischer Senar, so gut wie jeder andre. Da mir aber aus der ganzen Stelle hervorzugehn schien, daß nicht esurus sondern me und mihi zu betonen sind, so stellte ich das me durch die Form med vor der Synizese sicher, betonte es und schrieb mihimet st. mihi. Die metrischen Formen, die aus dergleichen Veränderungen hervorgingen, werde ich unten besprechen. Diese Nachweisungen werden vor der Hand genügen, um zu zeigen, daß ich das d paragogicum nicht ohne Grund angewandt habe.

Wenden wir uns jetzt zu dem Punkt, auf den sich Ritschl mit seiner Critik gestellt hat. Vor seinem Aufenthalt in Mailand hatte er sich, wie er sich in dem angeführten Briefe an Hermann ausdrückt, auf dem historischen Standpunkt „niedergelassen," (Z. f. A. S. 753) und hatte den Hiatus unter gewissen Einschränkungen vertheidigt (S. 749). Welcher Art diese gewesen sein mögen, läßt sich freilich aus Fällen wie Bacch. I, 1, 24 séd ego ápud me. II, 1, 19 áb illo ádtigisset. IV, 1, 5 cúm illa úsque wirklich schwer entnehmen. Doch gleich viel. Dieser Umstand brachte ihn, wie es bei Renegaten zu geschehn pflegt, dazu, die Anhänger jener Meinung um so heftiger zu verfolgen, nachdem er sie selbst gewechselt hatte.

Digitized by Google

Von Mailand aus erhielten wir nämlich eine vollständige Palinodie, von der oben die Grundzüge mitgetheilt worden sind, und in welcher er eine absolut ideale Auffassung im Gegensatz zur historischen proclamirte. Diese hatte, wie er selbst mit Jubel verkündete, den großen Vortheil, daß allem Schwanken zwischen gleichberechtigten Möglichkeiten ein Ende gemacht wurde. Der Trinummus von Hermann, eine Textesrecension, die im Wesentlichen durchaus nach den Bentleyschen Principien gemacht ist, sollte fortan als Muster gelten, selbst nachdem Hermann diesen Standpunkt bereits seit dreißig Jahren verlassen und in seinen elementis doctrinae metricae einer ungleich freieren Auffassung den Weg gebahnt hatte. Daß Hermann aber dieser Methode nicht untreu geworden ist, geht aus seiner Ausgabe der Bacchides hervor, in welcher sowohl dem Hiatus wie der syllaba anceps nach den in den elem. doct. metr. ausgesprochnen Grundsätzen ihr vollständiges Recht eingeräumt wird und die sich zu der des Trinummus verhält, wie die neue Zeit zur alten.

Gleichwohl ist es nicht einmal dieser bereits antiquirte Standpunkt, den Herr Ritschl bei dieser Frage für sich in Anspruch nahm; es ist vielmehr der des absoluten Idealismus d. h. ein solcher, der keine Rücksicht irgend einer Art neben sich duldet. So ist z. B. von Bentley sowohl als von Hermann eine möglichst große Uebereinstimmung des Wortaccents mit dem Versaccent als erstes Princip ihrer Critik aufgestellt worden, ein Gedanke, den ich in der Vorrede zum Rudens so ausdrückte, daß die Sprache der Comödie nur eine leise Erhebung über die des gewöhnlichen Lebens verriethe, was sich besonders dadurch kund gäbe, daß der Accent öfters von einer Endsylbe, wohin ihn die Aussprache des gewöhnlichen Lebens gesetzt hatte, auf die Stammsylbe des Wortes zurückginge. Dieser Ansicht folgend hatte ich Rud. II, 7, 16 die Lesart der Vulgate:

recipe me in tectúm, da mihi vestimenti aliquid aridi

aufgegeben, die des C. A. dagegen angenommen, welche lautet:

recipe me in téctum, da mihi áliquid vestiménti aridi

und dabei bemerkt, daß der Dichter den Hiatus zwischen vestimenti und aridi nicht gescheut hätte, um den Versaccent mit dem Wortaccent in Uebereinstimmung zu setzen.

Hiergegen macht nun Ritschl (Rh. M. V, 1, S. 134) die sonderbare Bemerkung, daß dieser Vers rücksichtlich der abnormen Betonung von vestimenti keine andre Abweichung darböte, wie prol. 51 in laudare, 53 in suadere und Ter. Andr. prol. 1 in scribendum. Die Verse lauten:

Is illius laúdare inflt formam virginis.
Inflt lenoni suádere, ut secum simul.
Poeta cum primum animum ad scribendum adpulit.

„Wir waren es gewohnt," sagt er, „daß der Accent bei der Elision um eine Sylbe zurückgehe." Das sieht freilich ein jeder; es ist aber nur zu bedauern, daß er sich nicht auch darum bekümmert hat, ob der Accent, wie es in den drei

Digitized by Google

letzten Fällen geschieht, von einer Endsylbe auf die Stammsylbe zurückgeht, oder ob er von einer betonten Endsylbe auf eine unbetonte tritt, wie dies in vestimenti der Fall sein müßte. Dann würde ihm die große Verschiedenheit dieser Beispiele eingeleuchtet haben. Ebenso hätte er darauf achten müssen, daß die Synizese eines i in der Endung etwas ganz Anderes ist, als die Elision eines kurzen e in laudare und suadere oder vollends die eines Consonanten in scribendum. Statt dessen stellt er nun folgende Form des Verses, angeblich nach Palimpsestspuren, die aber doch noch erst nachzuweisen sein dürften, als die richtige hin:

recipe méd in tectum da áliquid mihi vestímenti aridi,

und erreicht gerade das, was zu vermeiden war, nämlich die Betonung des med, eines Wortes, das hier für die Sentenz von gar keiner hervortretenden Bedeutung ist, und die von vestimenti auf der drittletzten Sylbe.

Man wird erwidern, daß dies ein einzelner Fall ist, der für die absolut idealistische Methode keinen Maaßstab abgeben kann. Damit man sich aber davon überzeugt, daß dort das von Allen anerkannte Princip, die Uebereinstimmung des Wort- und Versaccentes, eine völlig unbekannte Sache ist, führe ich folgendes System von Bachien an, welches uns Ritschl als die erste Frucht seiner neu gewonnenen Ueberzeugung aus Mailand einschickte. Die Worte stehn Stich. I, 1, 9 und lauten in seinem Arrangement:

Voló multa técum loquí de virúm re.
Salvin sunt, amábo? Spero équidem et voló. Sed
Hoc crúcior patrém tuum meumque ádeo, unicé qui
Unús civibus éx omnibús probus perhibétur,
Eum núnc improbí, soror, offício viro úti,
Abséntibus qui tántas
Viris nostris íniuriás facit immérito
Nosque ábducere ab ís volt. Haec rés vitae mé meae,
Sorór, saturant, haéc mihi dividiae et senió sunt.

Man kann den Versaccent nicht in ärgeren Conflict mit dem Wortaccent setzen, als es hier geschehn ist.

Ritschl macht aber noch einen andern Einwand gegen die Form, welche der oben besprochne Vers durch den C. A. erhalten hat. Er sieht nämlich, daß, wenn wir die bisher behauptete Meinung festhalten, der zufolge der Proceleusmaticus in jambischen und trochäischen Versen nie an die Stelle des Dactylus treten kann, recipe zweisylbig ausgesprochen sein muß. Er nennt dies „eine völlig unerhörte, auf gar keiner Analogie beruhende, mit keinem Beispiel zu beweisende Verkürzung eines dreisylbigen Wortes zu einem zweisylbigen." Sonderbar! Hat er denn nicht selbst Par. p. 545 angenommen, daß das dreisylbige filio zweisylbig auszusprechen wäre? — Aber was in der Welt hat die Sylbenzahl eines Wortes überhaupt mit der Zusammenziehung von zwei benachbarten Sylben in eine zu thun? Hängt die Möglichkeit derselben nicht vielmehr ganz allein von der Beschaffenheit

Digitized by Google

des Consonanten ab, der sie trennt? — Hier aber lag nun ein Fall vor, der nach der Ansicht, die ich damals von der Sache hatte, durchaus analog war, denn nach Bentley lesen wir Phorm. IV, 3, 57

Ob décem mnas inquit. Age, age iam ducat: dabo

und daß nicht etwa der Versanfang, wie Bentley glaubte, an der abnormen Verwechslung des Bacchius mit dem Anapästen schuld war, geht aus der Vergleichung von Curcul. II, 3, 65

Triginta minis vestem, aurum: et pro his décem coáccedunt minae

hervor, wo ich in meiner Ausgabe des Stückes die Lesart der Manuscripte nicht hätte ändern sollen. Ich ließ mich durch die Vergleichung von Pers. IV, 4, 118 dazu bestimmen. In beiden Fällen ist, wie man sieht, decem so gebraucht, daß es entweder einsylbig aufgefaßt werden muß, oder es tritt hier ein Amphibrachys an die Stelle des Tribrachys, dort ein Bacchius an die des Anapästen. Da nun in recipe ganz derselbe Guttural, das c, zwischen e und i vorkommt, so glaubte ich hierdurch ein Recht zu erhalten, die Zweisylbigkeit von recipe aus demselben Grunde zu behaupten, aus dem die Einsylbigkeit von decem angenommen worden war. Der einzige Irrthum, den ich mir hierbei zu Schulden kommen ließ, war der, daß ich, durch die irrige Auffassungsweise unsrer Critiker verleitet, die ganze Frage vom metrischen Standpunkt aus behandelte, statt sie vom rhythmischen aus anzusehn, aber das kann mir von Hrn. Ritschl gewiß am wenigsten zum Vorwurf gemacht werden, da er überhaupt keine Ahnung davon hat, daß es einen andern dafür giebt, als den herkömmlichen, und selbst diesen nicht einmal verstanden hat.

Den Beweis dafür hat er Par. p. 552 geliefert. Bentley hatte nämlich ad Hec. III, 1, 32 und ad Phorm. V, 8, 79 bemerkt, daß die Wörter levis und novus einsylbig auszusprechen wären und sich in seinem Schediasma dahin ausgesprochen, daß das v wie ein w aufzufassen wäre. Man muß etwas englisch verstehn, um zu wissen, wie dies gemeint war. Im Englischen nämlich ist das w bekanntlich ebenso gut Consonant, wie Vocal, ersteres z. B. in woman, letzteres in few. Tritt nun das w in die Mitte der Wörter, so erhält es zwischen gewissen Vocalen den Accent und verschlingt gewissermaßen den vorhergehenden und nachfolgenden Vocal dergestalt, daß diese nur noch den Charakter von Vorschlag und Nachschlag haben, nicht mehr den von selbständigen Sylben. So wollte nun Bentley das lateinische levis so ausgesprochen haben, wie man im Englischen den Eigennamen Lewis (Louis) ausspricht, den kein Engländer für ein dreisylbiges sondern jeder nur für ein einsylbiges Wort halten wird. Deshalb bemerkt Bentley auch ausdrücklich an dieser Stelle, daß hier nur die Rede von einer Krasis sein könnte, durch welche drei neben einander stehende Vocale zu einer Art von Triphthongen verbunden werden. Ganz dasselbe ist seiner Meinung nach auch bei eius der Fall gewesen, welches er daher in dem Fall, daß es einsylbig sein soll, auf der vorletzten Sylbe betont. Ob man diese Annahme im Character der Römischen Sprache findet, ist eine Frage für sich: nur so viel ist klar, daß wir wenigstens

Digitized by Google

dabei von den Beſtandtheilen des Wortes, ſo wie es vorliegt, kein Jota aufzugeben brauchen.

Wie denkt ſich nun der gute Ritſchl die Sache? Im C. A. kommt ein anapäſtiſcher Dimeter vor:

cum novo ornatu specieque simul

zu dem er die ſcharfſinnige Bemerkung macht: novo, quemadmodum alibi pro una syllaba est, ita nihil impedit quominus ante vocalem pro nulla sit, ut similia sexcentis exemplis. Wie kommt er dazu? War irgend ein Grund vorhanden, die Einſylbigkeit von novo zu leugnen, wenn es vor den Anfangsvocal eines andern Wortes tritt? Was kann das für einen Einfluß auf die Stammſylbe desſelben gehabt haben? Die Sache iſt die, daß Ritſchl da an Eliſion denkt, wo andre verſtändigere Leute nur von Kraſis ſprechen. So elidirt er in novo zunächſt den Stammvocal und dadurch geht die erſte Sylbe verloren, dann elidirt er vor ornatu den Endvocal und dadurch geht auch die zweite Sylbe fort, und ſo hat er es nun mit ſeiner Logik dahin gebracht, daß ein Wort von der Bedeutung für unſre Stelle, wie novus, in metriſcher Hinſicht um ſeine ganze Exiſtenz gebracht wird. Kann es etwas Abſurderes geben? — Und das iſt nicht einmal ein Ausnahmsfall, ſondern er hat noch similia sexcentis exemplis bei der Hand.

Doch wir kehren zum C. A. zurück. Zum Beweiſe, daß die beſten Manuſcripte niemals hinter den Beobachtungen unſrer Kritiker zurückbleiben, theile ich eine Anzahl von Verſen mit, in denen der C. A. den Hiatus einführt, wo ihn die Vulgate nicht hat. Man findet ihn neben der anceps

1) in der Cäſur des jambiſchen catalectiſchen Tetrameters:

Mil. II, 4, 41 En hercle praesens somniúm. Abi intro et conprecare.
Truc. I, 2, 86 Estne intus nunc Phronesiúm? — Ut ut aliis, tibi quidem intus.
II, 1, 8 Iste id habet, quod nos habuimús. Humanum facinus factust.
12 Si eget, necesse est, nos pati: amavit: aequum factum est.
Pers. II, 5, 13 Quando istaec innatast tibi? — Hodie — Secari iubeas.
15 Inspicere morbum tuum sinís? — Ah! Ah! Abi atque cave sis.

Dahin wird nach Hermanns Bemerkung elem. p. 150 zu ziehn ſein:

Pers. I, 1, 8 Ne illum edepol multa in pectoré suo conlocare oportet.

2) in der Cäſur des catalectiſchen trochäiſchen Tetrameters:

Stich. I, 2, 90 Nunc, soror, abeamus intro. Immo intervisam domum.
Poen. I, 2, 132 Sunt mihi nescio quod nummi aurei lymphatici.
163 Sine te exorem, sine prehendam aures, sine dem savium.

3) im jambiſchen Senar:

Trin. I, 2, 169 Quod quisque in animo habet aut habiturust, sciunt.
II, 4, 31 Tempus est adeundi. Estne hic Philto, qui advenit.
55 Ferentarium amicum esse inventum intellego.
Stich. I, 3, 105 Ventri reliqui: eccam, quae dicat cedo.
V, 1, 3 Qui hercle illa caussa ocius nihilo venit.

Digitized by Google

Pseud. I, 1, 24 Interpretari alium posse neminem.
III, 2, 100 Illic ego habito. Intro abi et cenam coque.
Mostell. III, 1, 145 Atque evoca aliquem intus ad te, Tranio.
Merc. II, 1, 35 Inscendi in lembum atque ad navem devehor.
Poen. I, 3, 39 Me obvedientem esse servo liberum.
III, 3, 38 Atque istum e navi exeuntem oneraria.
V, 2, 4 Eas liberali adseres causa manu.
153 Specie venusta, ore atque oculis pernigris.

Desgleichen bei der Hephthemimeris, verbunden mit Interpunction:

Stich. I, 3, 68 Logos ridiculos vendo. Age, licemini.
Poen. III, 3, 85 Complexum contrectare. Is, leno, viam.

4) bei Perſonenwechſel:

Mil. I, 1, 49 Edepol memoria es optuma. Offae monent.
Mostell. III, 1, 143 Non in loco emit perbono. Immo optumo.
Stich. II, 2, 63 Post autem advexit parasitos secum. Hei! perii miser.

Cäſur und Interpunction finden ſich in Einem Verſe vereinigt:

Stich. III, 2, 23 Nescio quid vero habeo in mundo. I modo.

(Der vorhergehende Vers lautet nämlich im C. A.

Non edepol possum. Quid gravare? Censeas)

5) bei Interpunction:

Rud. III, 5, 18 Tangam hercle vero. Tange: at scin, quomodo.
Poen. V, 2, 25 Quid ais tu? Ecquid commeministi punice?
65 Sub cratin ut inbeas se supponi, atque eo
Trin. IV, 3, 52 Eo domum. Heus tu, asta illicó! — Audi, heus tu. Non sto. Te volo.
Most. IV, 2, 36 Hic senex elleborosus est certe. Erras pervorse, pater.
Epid. II, 2, 59 Quam facile et quam fortunate evenit illi, obsecro,
Mulieri etc.
Merc. III, 1, 32 Ego te redemi. Ille mecum oravit. Animus rediit.

6) Fälle, in denen die Synalöphe aus proſodiſchen Gründen nicht ſtattfinden kann oder vermieden zu ſein ſcheint:

Trin. II, 4, 138 Nam fulguritae sunt alternae arbores.
Stich. III, 2, 13 Ut prae laetitia lacrumae obsiliunt mihi.
Poen. III, 2, 58 Rex sum, si ego illum hódie hóminem adlexero.
Cas. prol. 62 Hinc adulescentem peregre ablegat pater.
III, 3, 9 Adsitne ei animus necne ádsit, quem advocet.
Trin. II, 4, 155 Me tibi dixisse hoc. Dixti árcano satis.
III, 3, 27 Quo pacto igitur? Clam dos depromi potest.
Merc. II, 2, 41 Lysimache, auctor sum, ut me amando énices.
Cas. prol. 48 Placere posset, eam puellam hic senex.
59 Propterea una consentit cum filio.
Merc. II, 3, 121 Sed ille quidam, qui mandavit tibi, si emitur, tum volet.

Digitized by Google

Poen. IV, 2, 50 Noli edepol devellisse iam his duobus mensibus.
Trucul. I, 2, 97 Nam equidem illi uterum, quod sciam, numquam extumere sensi.
2, 100 Tum pol isti puero est pater Babyloniensis miles.
Stichus I, 2, 17 Principio ego quo pacto illi occipiam id ratiocinor.
Cas. V, 4, 29 Lepidiorem nemo uxorem, quam ego habeo habet. Hanc habe.
Bacch. II, 3, 93 Melius multo, me quoque una si cum hoc relinqueres.

Auch für die syllaba anceps scheint zu sprechen:

Poen. I, 2, 97 Respexit. Idem edepol Venerem credo facturam tibi.

Ich glaube, daß die Frage über den Hiatus somit wohl genügend erörtert ist und wende mich zu einer andern, nicht geringeren Controverse, zu der über die Quantität, und zwar zunächst der Positionslänge. Auch hier haben sich für Ritschl, „hinsichtlich der Gesetze für Position" wie er Z. f. A. S. 754 sagt, „durch den C. A. ganz die von Hermann stets befolgten Grundsätze herausgestellt," wie denn „die Vorrede zum Trinummus als eine kurze, aber lehrreiche Anleitung zu der allein wahren Behandlungsweise dastände." (S. 753). Das Sonderbarste an dieser Aeußerung ist der Umstand, daß Hermann niemals Gesetze für Position bei den Comikern aufgestellt und an jener Stelle nur ein Versprechen abgegeben hat, das niemals in Erfüllung gegangen ist. Die Sachlage ist folgende. Bentley übertrug in Bezug auf die Positionslänge durchaus die Gesetze der späteren Zeit auf die frühere. Seiner Meinung nach konnte jede Consonantenverbindung, auch die von muta c. liquida, überall Position machen und die vorhergehende Sylbe gelegentlich verlängern. Daher schrieb er z. B.

Eun. V, 8, 9 Thais se pátri commendavit in clientelam et fidem

während die Manuscripte gaben Thais patri se commendavit. Ferner

Heaut. V, 1, 52 Fac te esse pátrem ut sentiat: fac ut audeat

während die Codices gaben fac te patrem esse ut sentiat. Ebenso conjicirte er

Heaut. IV, 3, 27 Et scilicet iam me voles hoc pátrem orare ut celet,

während er in den Text aufnahm iam me hoc voles patrem exorare.

Er trug kein Bedenken die erste Sylbe von patris etc. lang zu gebrauchen, wenn schon sich in den Manuscripten des Terenz keine Stelle findet, an der sie nicht als die entschiedenste Kürze gölte. Der einzige Fall, den Bentley für sich anführen könnte, ist Phorm. II, 2, 1

Itane patris áis conspectum veritum hinc abiisse. Admodum.

aber dieser Vers lautet im codex Bembinus:

Itane patris adventum veritum hinc abiisse? Admodum.

Auch Asper bei Rufin. de vers. com. init. las noch adventum statt conspectum. Die Einschaltung des ais bei ihm und die Aenderung conspectum st. adventum sind Correcturen von Metrikern, die den Hiatus vermeiden wollten und darüber in Quantitätsfehler geriethen, wenn der Letztere nicht etwa ais auf der zweiten Sylbe betonte.

Digitized by Google

Ganz derſelben Art iſt die Veränderung, die Bentley mit Ad. II, 3, 11 vornahm. Der Vers lautet im cod. Bembinus:

Nil potest supra. Quidnam foris crepuit! Mane, mane. Ipse exit foras.

Da Faernus die Länge in potest ſtörend fand, ſo ſchrieb er ſtatt deſſen nil pote supra. Bentley dagegen, der den Ton auf supra haben wollte, gab ſtatt deſſen nil súpra pote, wo denn wieder eine entſchiedne Kürze an die Stelle der Länge gerieth, ein Amphibrachys an die Stelle des Tribrachys.

Dieſe Verſehen Bentleys, die ſich mir bei der Collation des cod. Bembinus aufdrängten, ſind denn auch Andern nicht entgangen und ſo hat ſich Brix de Plauti et Terentii prosodia diss. inaug. Vratisl. 1840, wie es ſcheint, auf eine Aeußerung von Ritſchl Par. p. 381 geſtützt, die dankenswerthe Mühe genommen, uns zu zeigen, daß muta c. liquida in der Regel bei den Comikern die vorhergehende Sylbe kurz läßt. Gleichwohl fehlt es nicht an Ausnahmen. So das vom Verf. ſelbſt bemerkte Sācres Rud. IV, 5, 18 rēclusit Capt. IV, 4, 10 mediōcris Adelph. V, 9, 9 Bacch. v. 395 ed Herm., denn nach der von Brix vorgeſchlagnen Betonung müßten wir mediocris ausſprechen, was der Analogie vierſylbiger Wörter dieſer Art widerſpricht, alſo auch mediōcriter, manūbrium Anlul. III, 4, 12 nach Lindemanns Bemerkung, fēbris Curcul. I, 1, 17, denn der vom Verfaſſer in Vorſchlag gebrachte Vers caruitne febrís te heri || vel nudius tertius ſcheint nach dem Muſter von Bacch. II, 3, 52 ed. Ritschl: is lembus nostrai || navi insidias dabat gemacht zu ſein: auch wenn wir heri ſchreiben, wird ſich wohl die letzte Sylbe des Wortes hier ſo gut wie Hec. III, 5, 16 verkürzen laſſen. Ebenſo nun auch āgrum Ter. Hec. I, 1, 11, denn ſo wenig auch Bentley gegen die Aufnahme von ut einzuwenden haben würde, da es nach ſeiner Bemerkung ad prol. Eun. 19 trotz eines folgenden Conſonanten öfters verkürzt worden iſt, ſo ſehr würde ihm bei dem von Brix vorgeſchlagnen Verſe aut plus eo út conicio. agrum in his regionibus der Proceleusmaticus in der Cäſur mißfallen. Mir mißfällt beſonders, daß ein Wort, welches für die Sentenz von ſo geringer Bedeutung iſt, wie ut, den Ton haben ſoll, während agrum in der Synalöphe um alle Betonung kommt. Wir wollen es daher mit und ohne ut bei der Betonung des agrum bewenden laſſen, denn der Verf. traut, beiläufig geſagt, dem cod. Ambr. ſehr ſchlechte Verſe zu, wenn er glaubt, dort ſtände Trin. II, 4, 159 lepide hercle ego hoc || agro hunc senem || deterrui. Dort ſteht vielmehr mit einem Hiatus hinter hercle: lepide, hercle, ágro ego hoc hunc senem deterrui, wie es Sinn und Rhythmus verlangen. Endlich iſt noch anzuführen, daß Sisenna bereits in ſeinen Noten zum Rudens des Plautus bemerkt, der Dichter habe in einem Verſe, der ſich freilich nicht mehr erhalten hat, auch latro mit erſter langer Sylbe gebraucht Rufin. de metr. com. p. 384 G.

Dies ſind die zunächſtliegenden Reſultate jener Unterſuchung. Was ſoll man nun aber ſagen, wenn H. Ritſchl, auf ſolche Autoritäten geſtützt, die Herausgeber des Rudens ſammt und ſonders der „gröbſten Unwiſſenheit“ beſchuldigt, weil ſie die erſte Sylbe von agri nach dem Vorgange des Terenz und die zweite von opprobrare

Digitized by Google

in Uebereinstimmung mit den so eben besprochnen Fällen lang gebraucht haben? — Ich möchte ihn vor allen Dingen bitten, daß er seine Schüler dazu anhält, stringentere Beweise für die von ihm gemachten Behauptungen zu liefern, wenn er will, daß seine Aussprüche für Andre bindende Kraft haben sollen.

So wenig sich nun aber für die stete Verleugnung der Positionslänge bei muta c. liquida ein allgemein gültiges Gesetz aufstellen läßt, so wenig läßt sich von der Position andrer Consonanten, welcher Art sie auch sein mögen, behaupten, daß sie von den Comikern überall aufrecht erhalten wäre, und der schwankende Zustand, in dem sich die Critik in Bezug auf diesen Punkt befindet, geht am besten daraus hervor, daß die größten Critiker über die Aufrechthaltung oder Verleugnung einer und derselben Position verschiedner Meinung zu sein scheinen. So betont Bentley Eunuch. II, 3, 8 o infortunatum senem, Hermann dagegen elem. p. 184 ó infortunatum senem. Bentley mußte also wohl der Meinung sein, daß die erste Sylbe von infortunatus nicht verkürzt werden könnte und dachte dabei vielleicht an Cic. orat. c. 48, wogegen Hermann vielleicht wieder an Bentleys Ausspruch dachte, daß nämlich die Comiker die Positionslänge vorzugsweise in der Fuge componirter Wörter vernachläßigten, die mit Präpositionen zusammengesetzt wären. Doch dieser Fall ist in der That unbedeutend zu nennen, wenn man sieht, daß zu der Position noch ein Apostroph oder selbst Interpunction hinzutreten kann, ohne daß sie dadurch in den Augen unsrer Metriker genügende Kraft erhält, um die vorhergehende Sylbe zu verlängern. Hermann schreibt Trin. IV, 2, 122

vel trecentis, haben' tu aurum id, quod accepisti a Charmide

wo die Sylben haben' tu au einen Anapästen bilden sollen. Bentley giebt And. I, 5, 26

amor, misericordia huius nuptiarum sollicitatio

wo amor trotz Position und Interpunction ein Pyrrhichius sein soll.

Wie wenig sich daher die von unsern Critikern befolgten Grundsätze zu einem prosodischen System vereinigen lassen, sieht man am besten, wenn man die Schriften derer liest, die diese Materie im Zusammenhang behandelt haben. Um vorläufig nur zwei von ihnen zu nennen, so kommt K. L. Schneider ausf. Gramm. d. l. Sprache I, B. S. 729 zu dem Resultat, daß eine Menge von kurzen und selbst einige lange Sylben in der Sprache des gewöhnlichen Lebens elidirt sein müßten, wenn man annehmen wollte, die Positionslänge habe irgend eine practische Bedeutung gehabt, während Ritter elem. grammat. lat. p. 127, um eine so incorrecte Aussprache zu vermeiden, behauptet, es habe überhaupt keine Position in der Sprache der Comiker gegeben, die nicht hätte verleugnet werden können: man wäre damit ganz nach Belieben verfahren. Keine von beiden Ansichten ist nun freilich die unsrer Critiker: Bentley protestirte entschieden gegen jene endlosen Elisionen, mit denen schon Faernus den Text des Terenz bedrohte, und er sowohl als Hermann ändern eine Menge von Stellen, in denen die Position eine Länge herbeiführen würde, die dem von ihnen supponirten metrischen Schema entgegentritt,

Digitized by Google

aber dennoch statuiren sie die Verleugnung derselben wieder gegen alle Grundregeln der Metrik: wo also sind nun die Gesetze in Bezug auf Position, bei denen es bleiben soll? wo sind die Grundsätze, die zur Anwendung gebracht werden müssen? — Kann uns Herr Ritschl auch nur eine einzige Consonantenverbindung nennen, von der er auf rationellem Wege zu beweisen im Stande wäre, daß sie niemals von den Comikern verleugnet worden sei? —

Doch diese Unsicherheit der prosodischen Grundsätze bezieht sich keineswegs auf die Positionslänge allein: mit der Naturlänge ist es nicht anders. Bentley stellt in seinem schediasma de metr. Terent. bekanntlich den Grundsatz auf, die Comiker hätten niemals einen Vocal, der von Natur lang war, verkürzt: gleichwohl nimmt er sich die Freiheit, es gegen die Autorität der Manuscripte zu thun. Phorm. III, 1, 10 lautet zu Anfang in allen codd.:

Num quid patri súbolet? Nil etiam. Ecquid speii porrost? Nescio. Ah.

Bentley dagegen schreibt: Num patri quid subolet, womit denn doch ganz augenscheinlich ein Amphibrachys an die Stelle des vom Metrum geforderten Anapästen tritt, und Ritschl, der in solchen Dingen gewiß nicht zurückbleibt, verkürzt in der accentuirten Ausgabe der Bacchides nicht nur die lange Endsylbe von zweisylbigen Wörtern, wie dato V. 51, nego 388, malo 469, male 952, probri 1149, sondern auch die von dreisylbigen, wie linguas V. 95 cf. 512, (worin ihm Hermann in seiner Ausgabe des Stückes beistimmt) von obsecro V. 836 optime 1155 und ebenso die Anfangssylben von iturus V. 113 und 562 und neminem 1167.

Es kommt mir, wie man leicht denken wird, wunderbar vor, wenn ich mich vor einem solchen Metriker darüber verantworten soll, daß ich eine Sylbe, die in der späteren Zeit für kurz gilt, den Manuscripten gemäß für lang gehalten habe. Daß viele Vocale, die sonst kurz sind, in der älteren Sprache als Längen gebraucht wurden, liegt im Character derselben. Ich brauche nur an die Endung aï st. ae, an die entschiedne Länge des or in stultior Bacchid. II, 2, 15 in gubernator Rud. IV, 3, 75 in machinor Capt. III, 3, 15 moror Rud. IV, 8, 22, an die Verlängerung des re in rēdux Capt. V, 1, 2, Rud. IV, 2, 4 rēmigro Pers. IV, 6, 3 rēclusit Capt. IV, 4, 10 an repprimo, reffero, redduco, repperio, rellevo zu erinnern, was, beiläufig gesagt, auch der Grund gewesen ist, weshalb ich rēdegissem Rud. V, 4, 23 mit langer erster Sylbe gebraucht habe, denn wie wenig das d paragogicum geneigt ist, Verkürzungen eintreten zu lassen, sieht man aus der Sylbenvermehrung in redivivus, um dem Leser den Standpunkt anzudeuten, von dem ich die Sache betrachtete, als ich mich, durch die Analogie von eii, speii, reii, rūdens Rud. IV, 3, 86, in denen der Stammvocal verlängert wird, dazu berechtigt glaubte, auch die ursprüngliche Länge der ersten Sylbe in piger anzunehmen. Denn es scheint mir, selbst abgesehn von den angeführten Beispielen, ein bemerkenswerthes Factum, daß, während muta c. liquida bei den Comikern die vorhergehende Sylbe kurz zu lassen pflegt, die casus obliqui von piger nur mit einem langen i nachweisbar sind. Bei späteren Dichtern ist dies eine bekannte Thatsache und für die Comiker sind

Digitized by Google

wenigstens keine Beispiele angeführt, die die Kürze desselben außer Zweifel stellen. Wie läßt sich dies anders erklären, als dadurch, daß das i ursprünglich und von Natur lang gewesen ist? Ich ließ es daher, wie gesagt, Rud. IV, 3, 20 bei der Lesart der Manuscripte bewenden, während Reiz, der überall nach Bentleys Vorgange die Quantität der späteren Sprache auf die frühere überträgt, die Worte umstellte, um die erste Sylbe von piger kurz gebrauchen zu können, und ich glaube nicht, daß mich besonnene Leser deshalb tadeln werden. Von Hr. Ritschls Seite aber muß ich vollends jeden Vorwurf zurückweisen, denn wer, wie er, Bacch. 450 u. 735 hūic, 659 hēm, 946 Priāmus und V. 955 das Neutrum idem mit langer erster Sylbe mißt, hat alles Recht verloren, in metrischen Dingen mitzusprechen.

Dies beiläufig. Zum Schluß dieser Frage über die Quantität in den Versen der Comiker habe ich noch das eine Factum zu erwähnen, daß unsre Metriker, um ihrem Verfahren auch den letzten Schein von Berechtigung nach den Regeln der Prosodie zu nehmen, auch den Fall statuirt haben, daß eine Naturlänge selbst dann verkürzt werden könnte, wenn nicht weniger als vier Consonanten darauf folgten. E ist bekanntlich eine lange Sylbe: sie bleibt aber nicht nur kurz in den Compositis excludo Eun. I, 2, 79 und exprobro Trin. II, 2, 37 sondern auch vor einem einzelnen Wort, das mit zwei Consonanten anfängt. Ter. Ad. I, 1, 15 lautet nach Bentley:

Atque ex me hic natus non est, séd ex fratre is adeo.

Unter solchen Umständen ist es wirklich nicht zu verwundern, daß Brix de Plauti et Ter. pros. p. 7 auf den Gedanken kam, man müßte von einer jeden Sylbe bei den Comikern erst aus der Vergleichung sämmtlicher Stellen in den besten Manuscripten nachweisen, ob sie vom Dichter lang oder kurz gebraucht ist und um zu einem solchen Werk den Grundstein zu legen, untersucht er mit dem größten Ernst vom prosodischen Standpunkt aus, ob autem in der ersten Sylbe lang oder kurz ist.

Diese Gedankenverirrungen hat nun Hermann wahrscheinlich vorhergesehn und er gab in seiner Vorrede zum Trinummus das Versprechen, er werde, wenn er dereinst die Gesammtausgabe des Plautus machte, eine Abhandlung über die Prosodie der alten Römischen Dichter hinzufügen, in der vermuthlich die hier angeregten Punkte zur Ausführung gekommen wären. Diese Abhandlung aber ist unterblieben, nicht deshalb, weil er den Gedanken an eine Ausgabe des Plautus aufgab sondern weil sie, wie ich überzeugt bin, nicht geschrieben werden konnte.

So sind die Gedichte der Comiker beschaffen, wenn man sie vom prosodischen Standpunkt aus betrachtet. Wenden wir uns jetzt zu dem der Metrik. Die metrische Form eines Verses bedarf wesentlich zwei Dinge, ohne die sie nicht bestehn kann: eine bestimmte Anzahl von Sylben, und die Beschränkung auf diejenigen Füße, die man durch Auflösung und Zusammenziehung aus dem Grund- [illegible] ableiten kann. Ueberschreitet sie eins oder das andre, so hebt sie sich selbst

Digitized by Google

auf, indem sie der Grundform widerspricht, an die sie gebunden ist. In Bezug auf diesen Punkt äußert sich Herr Ritschl, indem er Plautus einen entschieden genialeren und strengeren Verskünstler nennt, als Terenz (Z. f. A. S. 753). Was die Genialität angeht, so will ich ihm gerne beistimmen: die Strenge scheint mir überhaupt nicht Sache der Comödie zu sein. Das Metrum ist nichts als das Gewand, in das sich der Rhythmus kleidet und ich glaube bemerkt zu haben, daß sich der Faltenwurf der Comödie überall durch große Freiheit auszeichnet: selbst eine gewisse Nachläßigkeit ist ihm nicht abzusprechen und steht ihm sogar wohl an. Um dies zunächst an einem Beispiele zu zeigen, wähle ich die in den Dialog eingestreuten Interjectionen, mit denen Bentley etwas zu streng verfahren ist. Man findet sie nämlich nicht nur zwischen zwei Versen, so daß sie weder zum einen noch zum andern gehören, sondern auch in der Mitte des Verses, wo sie den Gang desselben unterbrechen. So heißt es Adelphi III, 3, 90 in allen Manuscripten:

Quam gaudeo, ubi etiam huius generis reliquias
Restare video. Vah! vivere nunc etiam lubet.

Bentley strich das Vah, weil er es nicht mehr mitmessen konnte und verband die Worte anders, aber von wem soll diese Interjection ausgegangen sein? Etwa von den Abschreibern? Danach sieht sie gar nicht aus. Der Dichter schrieb es, weil er wohl wußte, daß der Schritt des Rhythmus dadurch unterbrochen aber nicht aufgehoben werden konnte. Ganz ebenso steht ehem Adelph. I, 2, 1. Von dieser Art ist nun auch Rud. IV, 4, 99. Gripus öffnet seinen Koffer mit den Worten:

Hoc habet. Solutust. Ah! Perii! Video cistellam. Haeccine est.

Reiz, der wohl einsah, daß sich das Ah an dieser Stelle nicht mitmessen ließ, stellte die Worte um und schrieb Perii! Ah! So war die Interjection freilich untergebracht und störte den Vers nicht mehr: um so mehr störte sie aber den Gedankengang, denn wenn anders durch dies Ah der Schreck des Gripus ausgedrückt sein soll, so ist doch zu erwarten, daß er erst erschrickt und dann perii ausruft, nicht umgekehrt erst perii! ausruft und hinterher erschrickt. Das hat nun freilich der gute Ritschl wieder nicht begriffen, denn er bildet sich ein, ich hätte die Interjection an dieser Stelle mitgemessen, die beiden letzten Sylben von solutust für kurz genommen und aus solutust ah einen Päon gemacht, wo denn folgende Betonung herauskäme: hoc habét solutust. ah! perii! — Nein! das ist eine Täuschung, wie sie nur auf dem Papier möglich ist. Man verkürzt keine Länge mehr, auf der der Versaccent ruht, wenn man den Versuch macht, einen Vers auszusprechen. Die Interpunction ist an jener Stelle nur eingestreut, wie das vah und ehem in den Adelphi.

Dies scheinen einzelne Fälle zu sein, aber sie sind für die Natur der Sache bezeichnend, denn wer sich bei den Comödien des Plautus und Terenz auf das Sylbenzählen einläßt, ist ein verlorner Mann. So ist es z. B. bekannt, daß der Proceleusmaticus an der Stelle des Spondeus von den Metrikern in jambischen und trochäischen Versen nicht geduldet wird, und, die Sache von ihrem Standpunkt

Digitized by Google

aus betrachtet, mit Recht, denn der Spondeus ist ohnehin in diesem Rhythmus irrational: gestattet man ihm die Auflösung in den Dactylus oder Anapäst, so geschieht schon mehr, als man in metrischer Hinsicht verantworten kann: will man aber auch noch den Proceleusmaticus aufnehmen, so hat ein jambisches oder trochäisches Metrum nichts mehr vor einem anapästischen voraus. Gleichwohl findet er sich erstaunt häufig. Adelph. IV, 1, 11 kommt der Vers vor:

Rogabit me ubi fuerim, quem ego hodie toto non vidi die.

Bentley macht dazu die Bemerkung, die Sylben ubi fue bildeten einen Proceleusmaticus, der an die Stelle des Dactylus träte. Hermann elem. p. 98 will dies nicht gelten lassen und corrigirt statt dessen:

Rogabit mé, ubi fúerim, quém ego toto non vidi die.

Er will dadurch vermeiden, daß der Accent nicht auf die Endsylbe von fuerim gelegt wird, verbessert aber den Klang des Verses durchaus nicht, indem er zwei Worte, die für die Rede von sehr untergeordneter Bedeutung sind, me und quem, an betonte Stellen bringt, und streicht hodie gegen die Autorität aller Manuscripte. Wir müssen daher die Bentleysche Lesart in Schutz nehmen, um so mehr, da dieser ad Phorm. I, 4, 29 die Bemerkung macht, daß in Fragesätzen der Ton öfters auf das Ende des Wortes gelegt würde, wie es denn auch dort heißt: quid facerés, si aliud quid gravius tibi nunc faciundum foret.

Andre Fälle, in denen Bentley geändert hat, führe ich nur, der Lesart der Manuscripte gemäß, an, um zu zeigen, daß sich der Gebrauch des Proceleusmaticus und selbst des Päon in allen vier Gestalten noch weiter verfolgen läßt:

Heaut. II, 3, 97 Mane, habeo aliud, si istuc métuis quod ámbo confiteamini.
III, 1, 93 Continuo hic ádero. Ita quaéso. Di vostram fidem.
Phorm. V, 6, 8 Num mirum aut novum est revocari, cursum cum instituerís, Geta.
Adelph. II, 1, 19 O facinus indignum. Geminabit nisi caves. Hei misero mihi.
III, 4, 6 Alienus páter eius níhili pendet: ei mihi,

denn so steht der Vers im cod. Bembinus: das is ist von Calliopius; vgl. Eun. IV, 6, 3, usque adeo ego illius. Phorm. V, 9, 42 quid ego nunc éa commémorem. Hec. V, 1, 27 fácias. quid vís, cedo. Ad. IV, 2, 24 quém ego módo puerúm tantillum. Heaut. V, 3, 8 rédeat ad íntegrum haec eadem oratio, 5, 6-égon mea bóna ut dem.

Ganz von derselben Art sind zwei Verse aus dem Trinummus:

II, 2, 28 Si ipse animum pépulit, dum vívit, victor victorum cluet

und IV, 3, 64 der im C. A. lautet:

Satin oculís ego plane video? Estne is, án non est? Is ést.

Hiermit stimmt auch Rud. II, 7, 9, überein, nach dem C. A. ein jambischer Senar:

Puellae? — Apage molestus es — Tu eas, si lubet

wenn man bemerkt, daß si aus Versehn vom Schreiber verdoppelt ist und wem fällt nicht Bacch. I, 1, 17 ein: perii, arundo alas verberat!

Digitized by Google

Ich kehre zu Bentley zurück, der den Proceleusmaticus noch an andrer Stelle anerkannte. Enun. I, 2, 69 lautet:

Cupio aliquos parere amicos beneficio meo.

Bentley macht hier die Bemerkung, daß die Worte beneficio meo zusammen das Maaß eines Spondeus und eines Dactylus hätten, daß also in benefici ein Proceleusmaticus an die Stelle des Spondeus tritt. Auch führt er noch eine Anzahl von analogen Stellen an. Hermann elem. p. 133 tadelt auch dies und stellt die Behauptung auf, die Römer hätten in Fällen dieser Art nicht boni, mali, malum, sondern bni, mli, mlum gesprochen. Ich werde auf den Vers der Mostellaria, der dies beweisen soll, unten zurückkommen und erlaube mir hier nur einen doppelten Einspruch gegen diese Annahme: erstens ist es nicht glaublich, daß die Römer so sehr gegen den Sinn ihrer Sprache gefehlt haben sollten, um die Stammvocale in den angeführten Wörtern zu elidiren, zweitens widerspricht es durchaus dem Klang derselben, Consonantenverbindungen wie bn und ml in eine Sylbe zusammenzustellen. Doch dies scheint Hermann selbst erkannt zu haben und sagt daher elem. p. 65, in Fällen dieser Art, zu denen auch domi gerechnet wird, könnte man der eigentlichen Aussprache nicht mehr auf die Spur kommen: die Wörter schienen ganz anders gelautet zu haben, als sie geschrieben würden. Wenn es aber demnach feststeht, daß der Proceleusmaticus, nach den Begriffen, die wir sonst über die Aussprache des Römischen haben, in diesen Gedichten seine Stelle gefunden hat, so glaube ich vollständig gerechtfertigt zu sein, wenn ich ihn auch Rud. II, 7, 16 bei den Worten recipe me in tectum ohne alle Syncopirung der beiden ersten Sylben, die ich früher annehmen zu müssen glaubte, auf die Autorität des C. A. gestützt, an seiner Stelle lasse. Auch die alten Grammatiker bemerkten schon die überzähligen Sylben im Schema des komischen Tetrameters. Mar. Victor. sagt bei Rufin. de metr. com. p. 380 G. Quadrati legitimi cum XV syllabis juxta jus proprium constare debeant, plerumque inveniuntur XX aut amplius syllabarum: hinc existimantur metrum non tenuisse nec sua lege composuisse.

Eine andre Abweichung vom metrischen Schema, die so groß zu sein scheint, daß die Metriker nicht einmal an ihre Möglichkeit gedacht haben, ist die, daß der jambische Vers eine dreisylbige Anakruse bekommt. Gleichwohl läßt sich dieser Fall aus den Manuscripten auf das Evidenteste nachweisen. Andr. III, 3, 6 heißt es in allen codd.:

Per ego té deos oro et nostram amicitiam, Chreme.

Es ist sehr unrecht von Bentley, daß er diese alte Beschwörungsformel, die sich ja auch in der Prosa ganz mit derselben Wortstellung findet, willkürlich in sein per te ego deos oro geändert hat. Phorm. II, 1, 81 lautet in allen Manuscripten:

At ego deos penatis hinc salutatum domum

Bentley streicht auch hier das at ohne alle Veranlassung. Heaut. 1, 1, 20

At enim dices, quantum hic operis fiat, poenitet.

Digitized by Google

wo Bentley gegen die Autorität des cod. Bembinus und des Donatus ein me aufnimmt und dices streicht. Vgl. Eun. I, 2, 82 egon id timeo. Andr. V, 3, 8 adeon impotenti. Phorm. II, 4, 5 Abi tu vise. Hec. V, 2, 32 referet gratiam. Der cod. Bemb. hat außerdem Phorm. II, 3, 49 ita ut tu dicis und, so viel ich bemerkt habe, Hec. III, 4, 16 ere, etiam nunc tu hic stas.

Wem nach diesen Beispielen aber noch nicht die Lust vergangen sein sollte, in den Versen der Comödie die Sylben zu zählen, den verweise ich auf jene Menge von Synalöphen, die gerade den Comikern eigenthümlich sind: schon durch sie allein erhält beinahe jeder Vers mehr Sylben, als er nach dem metrischen Schema haben darf. So richtig ist es, was Mar. Victor. p. 2483 P. sagt: Neque enim syllabarum numero, sed ratione temporum arsis thesisque pensatur.

Dies Prinzip ist nun freilich zu liberal, zu geistig, um bei einer Wissenschaft Anerkennung finden zu können, die erst seit einigen dreißig Jahren bei uns existirt. Wer denkt bei uns an ein Abwägen der Sylben nach Arsis und Thesis, wie es Mar. Victorinus verlangt? Glauben wir nicht genug zu thun, wenn wir sie abzählen, und meint Hr. Professor Ritschl nicht, mich der alleräußersten Ignoranz überwiesen zu haben, wenn er sagt, ich verstände mich nicht aufs Sylbenzählen? — Ich überlasse ihm hierin, wie billig, gerne den Vorzug und will nur berichten, was die Critik mit jenem Vorrath überzähliger Sylben anfängt, der nun einmal aus den Gedichten der Römischen Comiker nicht wegzubringen ist, man mag auch streichen und ändern, so viel man will.

Was zunächst die Synalöphen angeht, so hat sie sich darüber nicht ausgesprochen: es ist ein Factum, das, wie viele andre, existirt, ohne ins System zu passen. Für die Reduction andrer Worte auf die vom Metrum geforderte Sylbenzahl hat sie ihre Zuflucht zu zwei Mitteln genommen, zur Krasis und zur Elision.

Für die Krasis führt Bentley in seinem Schediasma zwei Fälle an, in denen ein Halbvocal zwischen zwei andre Vocale tritt, den Ton auf sich zieht und alle drei zu einer Art von Triphthongen verbindet. Auf diese Weise werden huius, cuius, eius, nowos, lewis für ihn einsylbig, diwitiae dreisylbig. Ich muß bezweifeln, ob dies dem Character der römischen Sprache so gemäß ist, als es dem der englischen sein mag. Die Betonung dieser Wörter ist sonst überall auf der Stammsylbe gewesen. Warum soll man annehmen, daß die Dichter den Ton auf eine andre Sylbe gelegt hätten? Das Verständniß der Worte hängt wesentlich davon ab, daß sie stets einen und denselben Klang haben: was würden wir dazu sagen, wenn es einem Dichter plötzlich einfiele, den gewöhnlichen Ton der Worte so ganz willkürlich zu ändern? Ich glaube, daß alle Deutschen hierin mit mir übereinstimmen, wenn schon ich sehe, daß auch unsre Critiker huius, cuius und eius schreiben, gerade, als ob sie geborne Engländer wären. Ueberhaupt läßt sich auf dem Wege der Krasis, wie Bentley das Wort versteht, die Sylbenzahl eines Wortes nur dadurch vermindern, daß ein Consonant, der zwei Sylben von einander trennt, ausfällt und die beiden

Digitized by Google

neben einander ſtehenden Vocale in einen Diphthongen verſchmelzen, oder daß im umgekehrten Fall ein Vocal in einen Conſonanten verwandelt wird. Für den erſten Fall ſind weder von Bentley noch von andern Critikern glaubhafte Beiſpiele angeführt worden, die auf die Ausſprache der Comödie von Einfluß ſein könnten, wenn ſchon man freilich auch die Behauptung gemacht hat, die Liquiden, gerade die Klaſſe von Conſonanten, die am erſten zur Verdoppelung neigen, wären fortgelaſſen worden: für den zweiten kann man nur die Wörter annehmen, in denen das i zu einem j wird. Wer daher huius, eius, cuius, stellio, abies, nimium, facio, etiam, mulier, zweiſylbig, facilius dreiſylbig, grandiuscula vierſylbig ausſprechen will, thut dies mit gutem Grunde, da ja das i zu Anfang der Wörter oft genug mit einem andern Conſonanten Poſition bildet, alſo jedenfalls auch als Conſonant von den Dichtern behandelt wurde. Auch findet man es zu Anfang trochäiſcher Verſe, ohne daß es einen Auftakt bildet. Wer ferner kurze unbetonte Sylben, welche betonten Längen vorhergehn, als eine Art von Vorſchlag betrachtet, der keine vollwichtige Sylbe zu bilden braucht, wie dies in deorum, meorum, aibam, duellum etc. geſchieht, hat ebenfalls den Gebrauch der Dichter für ſich, welche trochäiſche Verſe von Worten dieſer Art anfangen, ohne daß jener Vorſchlag einen Auftakt bildet: wer aber, wie Bentley, will, daß wir auch Stammſylben, auf denen der Accent liegt, wie die in dies, via, diu, quia oder, wie Hermann praef. ad Trin. XXIV will, die erſte in pietas unbetont laſſen ſollen, dem werden wir nicht nachgeben können, weil der Sinn der Rede dadurch beeinträchtigt wird, und wenn Bentley vollends von uns verlangt, daß wir déum, méum, túum, súum, fúit einſylbig ſprechen ſollen, ſo fordert er das Unmögliche, denn man müßte entweder die beiden Vocale, ſofern ſie in dieſen Wörtern überhaupt mit einander verbunden werden können, diphthongiſiren, wie dies in neu, ceu, eheu geſchieht, oder man müßte den Ton von der Stammſylbe auf die Endſylbe werfen, was eben ſo wenig ſtatthaft iſt. Wir werden alſo die Kraſis für Fälle dieſer Art nicht zugeben können, ſondern dem Verſe ſeine überzähligen Sylben laſſen müſſen. So z. B. lautet Phorm. III, 1, 18 in den Manuſcripten

Nam per eius, unam, ut audio, aut vivam aut moriar sententiam.

Bentley ſchreibt ſtatt deſſen ohne allen Grund nam de eius una — sententia. Stoßen wir uns aber nicht daran, daß ſogar die erſte Sylbe in dieſem vierſylbigen Fuß lang iſt und bleiben wir, den Worten des Mar. Victorinus getreu, bei der Lesart der Manuſcripte.

Es iſt in Bezug auf die Fälle, in denen die Verminderung der Sylbenzahl von mir zugeſtanden iſt, nachträglich noch das Eine zu bemerken, was freilich jeder nur Halbverſtändige einſehn muß, daß da, wo eine doppelte Ausſprache möglich iſt, nicht eine einförmige durchgehends angenommen werden darf. So gehört z. B. zu den Wörtern, bei denen die Vorſchlagſylbe nicht für ſich zu zählen pflegt, deinde, wie auch proinde, dehinc etc., aber daraus folgt keineswegs, daß deinde immer zweiſylbig ausgeſprochen werden muß, wie es ja auch nicht bei

Digitized by Google

deorum, meorum, der Fall ist. Terenz hat Andr. III, 2, 3 den tetrameter bacchiacus:

Nunc primum, fac istaec lavet, post deinde

und wenn man auch dies Beispiel nicht hätte, so würden die Herausgeber des Rudens doch den Vorwurf „einer groben Unwissenheitssünde" nicht verdient haben, den ihnen Herr Ritschl deshalb macht, weil sie dein zweisylbig gebraucht haben. Es verräth vielmehr nur Mangel an Einsicht, wenn man in solchen Dingen, die der Wahl des Dichters anheimgestellt sind, Alles uniformiren will. Schreibt nicht auch Hermann (n. Jahrb. v. Seebode B. XIX S. 266) Amphitr. prol. 63 faciam hanc, proinde ut dixi, tragicomoediam?

Das zweite Mittel, welches man in Anwendung genommen hat, um das Metrum auf eine bestimmte Sylbenzahl zu reduciren, ist das der Elision. Es ist jedenfalls wirksamer als das so eben besprochne und deshalb auch schon von alten Grammatikern versucht worden. Diese verfuhren dabei ganz einfach. Störte sie ein Consonant, so erklärten sie ihn für nichtig, ein Vocal, so stießen sie ihn aus, eine Sylbe, so vertilgten sie auch diese. Da nun z. B. in invidia die erste Sylbe durch Position lang ist und der Vers ihrer Meinung nach einen Pyrrhichius forderte, so sagt Priscian p. 546 Apud Latinos u invenitur pro nihilo in metris et maxime apud vetustissimos Comicorum: ut Ter. Andr. (I, 1, 39) Sine invidia laudem invenias et amicos pares. Est enim iambicum trimetrum, quod nisi sine invi pro tribracho accipiatur, stare versus non potest. Für die Ausstoßung eines Vocals sind die Formen alis und alid, st. alius und aliud, von ihnen angenommen, über die Bentley ad Heaut. II, 3, 90 gesprochen hat. Eine ganze Sylbe elidirten sie, wenn Festus erzählt, die Alten hätten festra statt fenestra gesagt oder vollends nis statt nobis. Aus demselben Bestreben scheint auch die Lehre über die unbedingte Abwerfung des s zum Schluß der Wörter hervorgegangen zu sein, die Priscian p. 1322 mit den Worten anempfiehlt: illud quoque sciendum, quod omnes quidem (comici) crebris — abiectionibus s literae sunt usi scandendo versus suos. Terentius autem plus omnibus. Wer erkennt nicht in diesen und ähnlichen Aeußerungen die Ueberlieferung einer Zeit, der die lebendige Auffassung der älteren Gedichte bereits fremd geworden war? — Gleichwohl sind auch die Neueren auf diesem Wege fortgeschritten. Faernus giebt sich in seinen Noten zum Terenz die größte Mühe, die supponirte Reinheit des metrischen Schemas durch Elisionen zu Wege zu bringen, Wase in seiner Schrift Senarius s. de legibus et licentia veterum poetarum verfolgt denselben Gedanken, der auch von K. L. Schneider in seiner ausführlichen Grammatik I. B. S. 728 wieder aufgenommen ist.

Was Bentley angeht, so muß man ihm das rühmliche Zeugniß geben, daß er mit allen Mitteln seines Scharfsinns und seiner Gelehrsamkeit gegen diese Methode metrischer Interpretation angekämpft hat. Gleichwohl hat er sich ihr nicht gänzlich zu entziehn gewußt. Wenn er annimmt, daß wir Phorm. IV, 3, 57

Digitized by Google

mnas st. minas nach Analogie des griechischen Wortes μνᾶ zu sprechen hätten, so kann man die Frage nicht zurückhalten, weshalb Terenz an allen andern Stellen mina zweisylbig gebraucht. Ganz dasselbe Bedenken würde man bei nemni st. nemini Hec. III, 1, 1 abdomni st. abdomini Eun. III, 2 7 snectus und snex st. senectus und senex und vollends bei fecsti st. fecisti, wie er ad Eun. III, 2, 10 zu lesen vorschlägt, nicht unterdrücken können. Es konnte unmöglich in dem Belieben des Dichters stehn, die Worte aussprechen zu lassen, wie es ihm gerade für das Metrum paßte und die unlateinischen Consonantenverbindungen, die dadurch hervorgerufen wurden, hätten auch das ungebildetste Ohr beleidigt. Elision von Vocalen läßt sich mit Bestimmtheit für die Sprache des gewöhnlichen Lebens nur bei kurzen Endsylben nachweisen, die in dem Munde des Volkes stumm geblieben sein können. So das bekannte cavneas st. cave ne eas bei Cic. de Divin. II, 40. Aber das ist die Sprache der Kahnschiffer in Brundisium. Von der Komödie sagt Quinct. inst. or. II, 10, 13 Actores comici non ita prorsus, ut nos vulgo loquimur, pronuntiant, quod esset sine arte. Sie werden es daher wohl bei der Elision des m am Ende der Wörter und vielleicht in gewissen Fällen bei der des s haben bewenden lassen. Auch Hermann hat freilich einige Bemerkungen gemacht, welche von Bentleys Standpunkt ausgegangen zu sein scheinen. So seine oben besprochne Annahme der Elision von a und o in malum und bonum, seine Aeußerungen über navis und Davus praef. ad Trin. XVI, über miserum elem. p. 206 und über viro p. 458, doch glaube ich nicht, daß er geradezu an Elision der Stammvocale gedacht hat. Er ließ die Aussprache dieser Wörter lieber auf sich beruhn und dasselbe thut Lindemann de prosod. Plauti in dem Abschnitt de synizesi.

Um nicht wieder den Vorwurf auf mich zu laden, als ob ich die neuesten Forschungen vernachläßigte, muß ich von Ritschl sprechen. Das Mittel der Elision ist so geistreich erfunden und verschönert den Klang des Verses in so auffallender Weise, daß es seine ganze Zustimmung gewonnen hat. Was bei Bentley nur eine Zuflucht ist, zu der ihn die äußerste Noth gezwungen hat, wird von Ritschl zum Prinzip erhoben und er elidirt, ohne auch nur im Entferntesten von der Wahrscheinlichkeit eines solchen Verfahrens Rechenschaft zu geben, in der accentuirten Ausgabe der Bacchides betonte und unbetonte Vocale, ganze Sylben, ja ganze Wörter. Er hat seinen Namen in der Geschichte der Plautinischen Critik sogar durch die Erfindung eines Zeichens unsterblich gemacht, welches, in Form eines Fallhutes, allen Buchstaben aufgesetzt wird, die dazu bestimmt sind, ausgestoßen zu werden. Auf diese Weise wird nun aus quia, da i ausfällt, qua und wenn dies vor einen Vocal tritt, so bleibt von dem ganzen Wort nur qu übrig: IV, 4, 113 (V. 722), apud verliert sein a, eius, deus, meus, rei und erus verlieren ihr e, scio, priusquam, filius, dies, iit, impendiosus ihr kurzes i, iocus, proin, coemptionalis, coegi ihr kurzes o, fuisse, cuiusmodi, tuus, suus, duo ihr u. Statt mihi est lesen wir IV, 3, 15 mist, statt nobis sprechen wir I, 1, 63 nis, quidem wird auf der zweiten Sylbe accentuirt, da es die erste einbüßt Par. p. 445. Endlich entstehn durch den

Digitized by Google

Ausfall von Stamm- und Endvocalen auch folgende neue Wörter: mnus, dri, ptrem, mlus, nvis, lbet, altr, seml, vles, mror, mdo, mdis, frent, fres, und pr.

Ich habe oben gesagt, daß die Aussprache von lewis st. levis nur von einem Engländer vorgeschlagen werden konnte. Wer sollte daran zweifeln, daß Plautus, wenn die von Herrn Ritschl angenommne Aussprache die richtige ist, eigentlich polnisch geschrieben hat? Denn nur in den slawischen Sprachen finden sich ähnliche Consonantenverbindungen in Einer Sylbe. Ich hoffe daher, daß dieß Factum in der uns so lange vorenthaltnen commentatio de prosodia Plautina, von der das Obige nur einige Grundzüge giebt, zur Ausführung gekommen sein wird.

Der zweite Punkt, den ich zu besprechen habe, ist die Aufnahme derjenigen Füße, die durch Ancipität und Auflösung für das metrische Schema gewonnen werden. Es sind, da sich die Römer den Spondeus auch an den gleichen Stellen des jambischen und trochäischen Rhythmus gestatteten, in allen Füßen, mit Ausnahme der Catalexe, der Tribrachys, Dactylus und Anapäst. Ich brauche Niemanden, der den Text des Terenz auch nur aus der Bentleyschen Ausgabe kennt, zu sagen, daß statt des Tribrachys auch der Amphibrachys, und der Bacchius, statt des Dactylus und Anapästen auch der Creticus vorkommt; in der Anakruse der Jamben dagegen auch der Jambus und Trochäus, ja sogar der Spondeus. Nehmen wir z. B. Heaut. I, 1 19

Haec non voluptáti tibi esse sátis certo sció.

Wenn man diesen Vers nach den Grundsätzen der Metrik betrachtet, so ist mit Ausnahme des ersten und letzten Fußes beinahe jeder andre fehlerhaft. In der zweiten Stelle haben wir den Bacchius statt des Anapästen. Nach der Cäsur, wo wir zwei Tribrachen oder Anapästen erwarten, tritt in den Sylben tibi esse ein Amphibrachys, in satis cer ein Bacchius an diese Stelle. Ebenso häufig ist der Creticus im trochäischen Rhythmus. Z. B. Hec. V, 4, 34

Aut quid istuc est, quod vos agitis. Non licet. Tamen suspicor.

Hier tritt er, wenn wir nach Bentleys Auffassung verfahren, an der ersten Stelle statt des Dactylus ein, aut quid ist, und in der sechsten statt des Anapästen, cet tamen. Betont man aber dem Sinne gemäß die erste Sylbe von istuc und nicht die zweite, so bekommen wir vollends in den Sylben istuc est einen Molossus an die Stelle des Tribrachys oder Anapästen. Fälle dieser Art sind so erstaunt häufig, daß ich nur auf diejenigen verweisen will, auf die Bentley selbst aufmerksam gemacht hat. Er bemerkt den Creticus an der Stelle des Dactylus oder an der des Anapästen Adelph. III, 3, 25, V, 7, 1; 9, 7. Heaut. I, 1, 35. Eun. III, 2, 10, II, 1, 22. Phorm. V, 6, 37. Eun. III, 2, 7, den Amphibrachys an der Stelle des Tribrachys oder Anapästen Eun. II, 2, 6. Heaut. III, 1, 72, IV, 4, 9. Hec. II, 1, 21, den Bacchius an der Stelle des Anapästen Eun. II, 2, 11. Wenn man die Noten zu den angegebnen Versen durchliest, so erfährt man, daß die Position bald zwischen zwei benachbarten Worten, bald in der Stammsylbe eines Wortes verleugnet worden sein soll, daß man Naturlängen verkürzt haben soll,

Digitized by Google

und dies Alles ohne etwas Anderes als die einfache Angabe, dem sei nun einmal so.

In Bezug auf den Anfang der Verse hat Bentley selbst in seinem Schediasma die Fälle zusammengestellt, in denen die Anakruse der Jamben sowohl den Jambus, wie den Trochäus, wie auch den Spondeus aufnehmen kann, letzteres in dem von ihm angeführten Fall hic est ille etc. Auch sind dort mehre Beispiele für den ersten Fuß des trochäischen Tetrameters angegeben, aus denen hervorgeht, daß auch hier der Bacchius, der Amphibrachys und Creticus statt des Tribrachys, Dactylus oder Anapästen eintreten.

Es ist daher wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Herr Professor Ritschl, wenn er zur Zeit des Terenz gelebt hätte, schon damals mit diesem „Sündenverzeichniß" des Dichters, das, wie er ganz richtig sagt, nicht den zehnten Theil seiner Vergehungen enthielt, aufgetreten wäre, um den Römern zu zeigen, welch einem Ignoranten sie ihre Bühne überlassen hätten; aber was würde der Gute sagen, wenn er nun vollends die Manuscripte kennen lernte und einsähe, daß die Dinge hier eine Gestalt annehmen, die jeden Metriker zur Verzweiflung bringen muß?

Ich habe oben einige Verse angeführt, in denen ein Proceleusmaticus oder Päon an die Stelle des Spondeus tritt, z. B. der paeon I in institueris, Phorm. V, 6, 8, der IV in nisi caves, Adelph. II, 1, 19, der II in egon mea, Heaut. V, 5, 6, der III in metuis quod II, 3, 97. Die Formen des viersylbigen Fußes dieser Art sind also erschöpft und ich führe nur noch zwei Verse an, in denen sogar der Ionicus a minori und der epitritus I statt des Proceleusmaticus eintritt. So in einem jambischen Senar Hec. 1, 2, 9

Dic mihi, Philotis, ubi te oblectásti tam diu

und in einem trochäischen Tetrameter Heaut. III, 3, 13

Ego de me fácio coniecturam. Nemost meorum amicorum hodie.

Bentley hat in Bezug auf den Rhythmus nur darin geirrt, daß er nicht auch den nächsten Vers trochäisch aufgefaßt hat, denn es scheint mir klar zu sein, daß die Worte des Chremes von V. 11—17 ein System bilden, in dem zu Anfang vier trochäische Verse, acatalectisch und catalectisch wechselnd, zum Schluß drei jambische anzunehmen sind.

Wie aber, wird man nun fragen, soll sich dies Alles erklären? An die Stelle des Tribrachys tritt der Creticus, der Bacchius, der Amphibrachys, an die des Proceleusmaticus der Päon und der Ionicus a minori: es scheint somit, daß der Wechsel gleichsylbiger Füße durchweg gestattet ist, ohne viele Rücksicht auf die Länge und Kürze der Sylben? — Allerdings! So ist es auch und daß ein solches Prinzip bereits von den Alten anerkannt ist, sagen uns die bewährtesten Autoritäten. So Longin prolegg. in Hephaest. p. 139 *τὸ μὲν μέτρον πεπηγότας ἔχει τοὺς χρόνους, μακρόν τε καὶ βραχύν καὶ τὸν μετὰ τοῦτον, τὸν κοινὸν καλούμενον, ὃς καὶ αὐτὸς πάντως μακρός ἐστι καὶ βραχύς· ὁ δὲ ῥυθμός, ὡς βούλεται,*

Digitized by Google

ἕλκει τοὺς χρόνους, πολλάκις γοῦν καὶ τὸν βραχὺν χρόνον ποιεῖ μακρόν. Und Mar. Victor. p. 2484 Differt rhythmus a metro, quod — metrum pedum sit quaedam compositio, rhythmus autem temporum inter se ordo quidam et quod metrum certo numero syllabarum vel pedum finitum sit, rhythmus autem nunquam numero circumscribatur: nam, ut volet, protrahit tempora, ita ut breve tempus plerumque longum efficiat, longum contrahat.

Auch dies Princip hat in unsrer Metrik noch keine Aufnahme finden können. Es liegt uns auch gänzlich fern. Wir messen die Verse der Länge und Breite nach aus, und wo ihre Ausdehnung nicht mit unserm Maaß stimmt, da träumen wir von Corruptelen. Man höre Herrn Ritschl, der sich im Rheinischen Museum auf folgende Weise ausspricht: „Eingreifender ist noch die metrische Theorie, wonach so ziemlich jeder Fuß für jeden Fuß stehn zu können scheint, namentlich wenigstens der Creticus und Bacheus für den Trochäus, der Molossus sowohl für den Trochäus als für den Jambus, auch der erste Päon für den Trochäus u. s. w." Hat ein solcher Metriker wohl eine Ahnung von dem Standpunkt, auf dem er sich mit seiner Theorie befindet? — Ob er wohl jemals darüber nachgedacht hat, warum im jambischen Senar zu Anfang ebenso gut der Spondeus, zum Schluß ebenso gut der Pyrrhichius wie der Jambus stehn kann? — Unmöglich! denn sonst hätte er sich sagen müssen, daß die Vertauschung gleichsylbiger Füße von metrischer Seite überhaupt nicht begriffen werden kann, sondern nur von Seiten des Rhythmus. Rhythmus und Metrum aber verhalten sich zu einander, wie p. 49 und p. 50 im cod. Ambrosianus. Wer nicht weiß, was auf der Vorderseite des Blattes steht, übersieht auch die augenfälligsten Dinge auf seiner Rückseite.

Wir haben jetzt die Frage zu erörtern, welchen Weg Bentley eingeschlagen hat, um die von ihm selbst anerkannten metrischen Verstöße in den Comödien des Terenz zu erklären und auf gewisse Fälle zu reduciren, die für seine Critik maaßgebend wurden, denn wenn Hr. Ritschl Z. f. A. S. 753, von „einer harmonischen Gesetzmäßigkeit des Versbaues" spricht, „die von Bentleys durchdringendem Blick erkannt und in ursprünglicher Reinheit ins Leben gerufen wäre," so macht er diesem ein Compliment, welches er nicht annehmen würde. Bentley sucht nur zu begründen und zu entschuldigen: er denkt gar nicht daran, die metrische Form der Terenzianischen Gedichte als Muster einer harmonischen Gesetzmäßigkeit hinzustellen. Um nun aber eine Art von System zu entwerfen, oder wenigstens Gesichtspunkte aufzustellen, unter denen man den von ihm gebilligten Theil des Terenzianischen Textes subsumiren und betrachten könnte, erklärt er sich in seinem Schediasma über die Grundsätze, die ihn bei der Edition des Buches geleitet haben, eine Erklärung, in welcher Ritschl von seinem Standpunkt aus „den kunstreichen Prozeß eines inductorischen, combinatorischen, kurz kritischen Verfahrens" erblickt. (Rh. M. V, 1 S. 148.) Da mir nun an dieser Stelle zugleich der Vorwurf gemacht wird, daß ich mit dem von ihm bewunderten Verfahren durchaus

Digitized by Google

unbekannt geblieben sein müßte, so will ich es in der Kürze darlegen und sagen, was ich davon halte.

Bentley stellt a. a. O. folgende Grundsätze auf, die man in seiner Ausgabe des Terenz befolgt finden soll:

I Eine von Natur lange Sylbe wird niemals verkürzt, sondern nur eine solche, die durch Position entstanden ist.

II Auch dies findet nur bei wenigen Wörtern statt, meistens einsylbigen, zweisylbigen und unter den mehrsylbigen bei solchen, die mit Präpositionen zusammengesetzt sind.

III Auch diese werden meistentheils nur zu Anfang des Verses, im ersten Fuß, auf die Verkürzung Anspruch machen, seltner anderwärts.

Gegen den letzten Punkt hat K. L. Schneider ausf. G. I, B. S. 718 mit Recht bemerkt, daß sich die Abweichungen vom metrischen Schema auch im Verlauf des Verses bei Bentley weit häufiger fänden, als man nach der Ankündigung der Vorrede erwarten sollte, aber das ist in der That das Wenigste, was sich dagegen sagen läßt. Der Grund, den Bentley für die von ihm zugestandne Thatsache angiebt, ist so sonderbar, daß man nicht begreift, wie er jemals darauf verfallen konnte. Seiner Meinung nach sollen nämlich die Schauspieler zu Ende eines jeden Verses Athem geholt und deshalb zu Anfang desselben noch Kraft genug in ihren Lungen gehabt haben, um ein paar Positionslängen zu verkürzen, die sie mit geringerer Stärke ihrer Stimme schon hätten respectiren müssen. Ich muß daher zunächst gegen das supponirte Factum einwenden, daß die Schauspieler, wenn sie nicht gegen Sinn und Verständniß der vorzutragenden Worte handeln wollten, nur da Athem holen konnten, wo es jederman thut, in Prosa sowohl als in Versen, d. h. bei den Abschnitten der Rede, die meistens durch die Interpunction bezeichnet werden. Dann aber muß ich gegen die Trennung oder mindestens die Bevorzugung des ersten Versfußes vor allen andern Protest einlegen. Wenn wir den Vers theoretisch betrachten, so müssen wir ihn nothwendig als ein Ganzes auffassen und wenn sich an dieser Stelle auch metrische Freiheiten finden sollten, so dürfen sie doch nicht der Art sein, daß sie sich nicht aus den Gesetzen, die sein ganzes Innre beherrschen, erklären lassen. Aber wo ist denn hier auch nur ein Gedanke an ein Innres und ein Gesetz?

Wenden wir uns jetzt zu dem Grundgedanken, der an der Spitze steht: „Es ist keine Naturlänge sondern nur eine Positionslänge verkürzt worden," so müssen wir hier zunächst die Unrichtigkeit des Factums bemerken. Abgesehn von dem speciellen Fall, in welchem Hec. III, 1, 1 die letzte Sylbe von Nemini dennoch verkürzt worden ist, ein Fall, der auch selbst dem Herausgeber so wichtig schien, daß er ihn mit in die Reihe der unmetrischen Versanfänge aufnahm, die im Schediasma zusammengestellt sind, hiervon abgesehn führt Bentley selbst kurz vorher eine Anzahl von zweisylbigen Wörtern an, in denen die letzte Sylbe, die von Natur lang ist, verkürzt wurde. Er nennt: Abi, domi, redi, dari, roga, iube, tace, vide.

Digitized by Google

Er hätte auch noch heri Hec. III, 5, 16 ades Hec. III, 5, 60 (um so eher als es, wie er ad Eun. III, 1, 36 und ad Hec. V, 3, 27 bemerkt, stets! ang gewesen sein soll) patri Phorm. III, 1, 10 cito Andr. V, 4, 25 und vor Allem das einsylbige ex mit aufführen sollen, statt mit einem etc. abzubrechen, damit man sah, daß unter diesen Wörtern, außer ihrer geringen Sylbenzahl, nichts ist, was uns berechtigte, sie in Eine Klasse zusammenzustellen. Zur Begründung der eingestandnen Thatsache aber bringt er bei, die alten Epiker hätten sich dergleichen Dinge auch schon erlaubt. Warum aber, muß man fragen, thaten es denn jene? —

Angenommen aber, die Sache verhielte sich so, wie sie Bentley darstellt, und in seiner Ausgabe des Terenz wäre nirgend eine Naturlänge verkürzt worden, so würde daraus nicht einmal folgen, daß es bei den Comikern nie geschehn wäre und selbst wenn alle Manuscripte des Plautus und Terenz dasselbe Resultat aufzeigten, denn die ganze Trennung dieser Erscheinung, die Absonderung der Naturlänge von der Positionslänge und die Herabsetzung der letzteren gegen die erstere ist in ihrem Grundgedanken nicht minder verfehlt, als die Trennung des ersten Versfußes von den übrigen. Sie beruht nämlich allein auf der Wahrnehmung, daß die germanischen Völker, dem Character ihrer Sprache gemäß, einen Vocal, auf den zwei Consonanten folgen, kurz auszusprechen pflegen, was wir in der Schrift dadurch ausdrücken, daß wir den ersten Consonanten zur ersten, die folgenden zur zweiten Sylbe ziehn. Demzufolge ist z. B. das a in Labung lang, in Labsal kurz, denn zwei Consonanten verkürzen bei uns in der Regel den vorhergehenden Vocal. Bei den Römern scheint dies aber nicht der Fall gewesen zu sein. Es gab gewisse Consonantenverbindungen, die die vorhergehende Sylbe unter allen Umständen dehnten, selbst dann, wenn der zweite Consonant zur zweiten Sylbe gehörte. Dies fiel schon dem Cicero auf und deshalb bemerkt er es als etwas Absonderliches, daß man infelix, insanus, cōnfecit, cōnsuevit sagte, während man in allen andern Compositis die Präpositionen con und in kurz aussprach, Orat. c. 48. Jene Dehnung des Vocals war aber nur in den Compositis abnorm, denn daß man denselben in einfachen Wörtern lang aussprach, verstand sich von selbst. Man sagte ja *κωνσίλιον, Κηνσωρῖνος, Ραμνήνσης, πότηνς, σάπηνς*, wie Plutarch diese Wörter mit griechischen Lettern schreibt, und das ist Niemanden aufgefallen. Ein ähnlicher Fall scheint der zu sein, wo die Consonanten hinter einem Vocal verdoppelt wurden. Cicero und Virgil haben, wie uns Quinctilian I, 7, 20 berichtet, das s stets hinter langen Vocalen verdoppelt und caussae, cassus, divissiones geschrieben, womit sie, wie ich glaube, nichts als die Länge der vorhergehenden Vocale, für die es im Lateinischen keine besondern Buchstaben gab, anzeigen wollten. Deshalb findet man ja reffert neben refert, rellevo neben relevo etc., nicht, um eine Verkürzung des Vocals anzuzeigen, sondern eine Verlängerung, denn wer möchte zweifeln, daß mit dieser Schreibart nur der Unterschied zwischen rēfert und rĕfert, rēlevo und rĕlevo ausgedrückt ist? Was aber nun den Fall betrifft, in dem beide Consonanten zur folgenden Sylbe gehören, so kann ich mir kaum denken, daß man ohne Noth einen

Digitized by Google

kurzen Vocal an das Ende der ersten gestellt hätte. Mar. Vict. p. 2462 sagt: hēsternum producte dici debet: nemo enim est, qui Latine modo sciat loqui, qui aliter quam producta syllaba hēsternum dixerit. Wie hätte man auch darauf kommen sollen, he-sternum zu schreiben, wenn man hes-ternum sprach? Ganz ebenso also i-gnavus, o-mnis, i-pse etc. Die romanischen Sprachen bieten zu dem Gesagten so viele analoge Fälle, daß es unnöthig ist, darauf aufmerksam zu machen. Die letzte Frage endlich, die noch zu erörtern übrig bleibt, ist die, ob zwei Consonanten, die zu verschiednen Wörtern gehören, einen Einfluß auf den vorhergehenden Vocal ausgeübt haben. Daß sie ihn verlängerten, glaube ich allerdings nicht, aber sie scheinen den Ton verschärft zu haben, wie dies im Deutschen der Fall gewesen ist, wenn aus Himel Himmel geworden ist, wo der Vocal durch die Position an Schärfe gewann, was er an Länge einbüßte. Eine ähnliche Verschärfung des Tones muß auch im Römischen bei den unbetonten Endsylben vor einem folgenden Consonanten stattgefunden haben: sonst wäre es unerklärlich, wie die Dichter jemals auf eine Positionslänge dieser Art hätten den Ton des Verses legen können. Wenn Bentley diese Umstände berücksichtigt hätte, so würde er, glaube ich, aus dem Schweigen sämmtlicher Metriker in Bezug auf den von ihm angenommnen Unterschied von Positions- und Naturlänge haben abnehmen müssen, daß derselbe in der Aussprache des Römischen keine Begründung finden konnte.

Aber hiervon war er weit entfernt. Ganz im Gegensatz zu allem Sprachgefühl sowohl in romanischen wie germanischen Sprachen hegte er die seltsame Idee, ein Vocal würde durch das Hinzutreten von Consonanten nicht gestützt und hervorgehoben, sondern geschwächt und gewissermaßen erdrückt. Zu Eun. III, 2, 7 macht er die Anmerkung: Cum hunc et hanc passim corripiant Comici, inde factum, ut qui per se Creticus esset, domini, addito Hunc, domini hunc, dactylus fiat et additione plurium consonantium brevior evadat u. v. mox decimo Quo? quid hunc pro dactylo est. Ebenso sagt er über die Verkürzung der ersten Sylbe von invidia ad Andr. I, 1, 39 Invidia primam hic corripit, utpote positione tantum longam, sono litterae I hic exili und ad Andr. I, 2, 18 hic corripitur sequenti licet consonanti, denn daß er nicht gesonnen war, hic auch vor einem Vocal zu verkürzen, zeigt sein Qui hic homost Phorm. V, 9, 2.

Bis so weit, d. h. so weit er sich auf die Positionslänge erstreckt, bin ich im Stande, dem Gedankengange Bentleys zu folgen: welche Vorstellungen er sich dagegen von der Naturlänge machte, habe ich nicht ergründen können. Ad Adelph. V, 8, 22 sagt er von der letzten Sylbe in Hegio, das o wäre noch länger als lang (cum vocalis ista sit longa longior). Dasselbe soll mit der Endsylbe von Dorio Phorm. III, 2, 1 der Fall sein. Ad Eunuch. III, 5, 15 behauptet er, nostin hätte ein kurzes i, während nostine ein langes hat. Das sind Dinge, die ich nicht verstehe und ich muß Hr. Professor Ritschl bitten, mir darüber Auskunft zu geben. Er kennt den kunstreichen Prozeß des combinatorischen Verfahrens genauer

Digitized by Google

als ich und wird ja wissen, wie man dergleichen räthselhafte Aeußerungen aufzufassen hat.

Setzen wir nun aber auch den Fall, den ich oben in Abrede stellte, daß nämlich eine Positionslänge weniger respectabel sei als eine Naturlänge und deshalb der Verkürzung mehr ausgesetzt, so kommt bei Bentley eine neue Bestimmung hinzu, die neue Bedenken erregt. Dies nämlich hat, wie er zur Entschuldigung anführt, vorzugsweise bei ein- und zweisylbigen Wörtern und bei Compositis stattgefunden. Was hat nun aber wohl die Sylbenzahl eines Wortes mit seiner Quantität zu thun? Sind etwa die Positionslängen in ein- und zweisylbigen Wörtern weniger lang als in mehrsylbigen? Die Metrik hat es von jeher nur mit der Sylbe zu thun gehabt: der Begriff des Wortes ist ihr überhaupt fremd. Außerdem aber ist unter allen langen Sylben, die er anführt, beinahe keine einzige, von der man mit gutem Fug behaupten könnte, sie wäre allein durch Position lang geworden. Wer will uns glauben machen, daß in ipse, iste, ille, immo, eccum, omuis, hercle, propter die Position nicht die Verlängerung des vorhergehenden Vocals zur Folge hatte? Aber auch angenommen, der Stammvocal von ipse und omnis wäre im Römischen nicht länger gewesen, als der im Deutschen, wenn wir die Worte Selber und Aller aussprechen: wer würde einem Metriker das Recht zugestehn, die betonte Stammsylbe eines Wortes zu verkürzen? — Außerdem giebt es nun noch eine große Anzahl von ein- und zweisylbigen Wörtern, die, wie Bentley selbst öfters bemerkt hat, die letzte Sylbe trotz eines folgenden Consonanten nicht verlängern, z. B. ad, in, id, ut, apud, tamen, quidem, erit, soror, color, amor (Andr. I, 5, 26) dolet, rogem (Phorm. V, 4, 9) amat (Ad. I, 2, 38) prior (Phorm. II, 2, 28) simul (Eun. II, 2, 10) nitor, miser (Eun. II, 2, 11 u. 6) tacet (Ad. IV, 5, 5) egon (Hec. II, 1, 17) student, habent und von diesen scheint im Schediasma vorzugsweise gesagt zu sein: ex ipsa sede situque veniam merentur. Das ist vortrefflich! Aber wo mußten sie denn stehn, um dieser Vergünstigung theilhaft zu werden? Darauf weiß Bentley nichts zu sagen.

Wie steht es aber nun mit den mehrsylbigen Compositis? — Der Gedanke, von dem Bentley ausgeht, ist offenbar der, daß die Fuge der Composition zu fühlbar gewesen sein müßte, um ein vollständiges Verwachsen von zwei verschiednen Wörtern zu gestatten, und in diesem Fall schien es ihm möglich, daß die Position verleugnet werden konnte. Es fragt sich also: Hatte die Composition nach den Begriffen der Alten einen Einfluß auf die Positionslänge? — O ja! sie hatte ihn, aber ganz in entgegengesetzter Weise, denn eine Position, die auf diese Art herbeigeführt war, wurde unter keinen Umständen verleugnet, nicht einmal bei muta cum liquida. Den Beweis dafür giebt Priscian p. 567. Er erzählt, daß Herodian den Vorschlag gemacht hätte, die Sylben in den Compositis so abzutheilen, wie es auch in einzelnen Wörtern geschah, d. h. ohne Rücksicht auf die Composition zu nehmen, also a-brado, o-bruo u. s. w. Dagegen machten die andern Grammatiker den Einwand, daß dann auch die Position von muta cum liquida die Folge haben

Digitized by Google

müßte, die vorhergehende Sylbe kurz zu lassen: das aber wäre ein Fall, der niemals vorkäme. Wie kommt Bentley also darauf, gerade den Umstand als eine Entschuldigung für die Verleugnung der Position anzunehmen, der von den Alten als das Beispiel ihrer strengsten Aufrechthaltung angegeben wird?

Soll ich auch das noch hinzufügen, daß die von ihm statuirten Fälle dieser Art zum größeren Theil nicht einmal Composita sind? Denn wer kann Wörter, wie ingenium, invidia, consilium, officium (Andr. II, 1, 30 cf. Plaut. Pseud. IV, 1, 9) intelligere, oppressio für Composita halten? Was hat demnächst die zweite Sylbe von supellectile, iuventutis, venustatis, Hec. V, 4, 8, voluptatis für Ansprüche darauf, kurz zu sein? Gerade so viel, wie die erste von argentum, von der Bentley ebenfalls behauptet, sie wäre erst durch Position lang geworden. Hermann stimmt ihm darin bei und meint, daß aus demselben Grunde auch die erste Sylbe von continuo, multipotens und stultitia hätte verkürzt werden können (elem. p. 215 und 220). Wo bleibt also jetzt noch die Beschränkung auf mehrsylbige componirte Wörter? —

Dies sind im Wesentlichen die Grundzüge des combinatorischen Verfahrens. Wenn ich daher mein Urtheil in wenig Worte darüber zusammenfassen soll, so kann ich nur sagen: Es ist unredlich in Angabe der Thatsachen, widerspricht allem Kunst- und Sprachgefühl, der Autorität der Alten und am meisten sich selbst, denn wenn, wie Bentley behauptet, eine Positionslänge schon als solche der Verkürzung ausgesetzt ist, so sieht man gar nicht ein, weshalb er so oft Stellen geändert hat, die, nach dem metrischen Schema betrachtet, doch durchaus keinen andern Anstoß haben, als den, daß eine Sylbe kurz sein soll, bei der die Position stattfindet.

Gleichwohl paßt nun diese Methode, so sehr sie sich auch auf eine geringe Anzahl von Ausnahmsfällen zu beschränken gesucht hat, doch, wie gesagt, nur auf den Theil des Terenzianischen Textes, den Bentley gebilligt hat: daß man an den unverdächtigsten Stellen noch andre Verkürzungen in componirten und uncomponirten, in ein- und mehrsylbigen Wörtern, zu Anfang und im Fortgange des Verses findet, daß nicht nur hinter den von ihm angenommnen Wörtern, sondern auch noch hinter vielen andern die Position nicht die Kraft gehabt hat, die vorhergehende Sylbe rhythmisch zu verlängern, das sind Dinge, die jederman erkennen muß, der weiter nichts kennt, als die von Bentley selbst mitgetheilten Lesarten. Ja man würde es selbst ohne dieselben vermuthen können, denn was haben jene von ihm statuirten Ausnahmen mit einander gemein? Ist es nicht, dem obersten Princip gemäß, erlaubt, beinahe eine jede Sylbe zu verkürzen, von der die Naturlänge nicht nachgewiesen werden kann? Oder, wenn man dies positiv ausdrückt: Nach Bentley sind nur die Naturlängen in mehrsylbigen Wörtern unter allen Umständen lang: die in ein- und zweisylbigen sind schon der Verkürzung ausgesetzt und bei der Positionslänge versteht es sich ganz von selbst. Ich halte mich daher keinen Augenblick dabei auf, dem Leser die Fälle vorzuführen, in denen die Manuscripte zu den von Bentley angenommnen Ausnahmen noch neue Ausnahmen hinzufügen: nur

Digitized by Google

den einen Punkt, den er als durchaus verwerflich, niemals zugelassen hat, daß nämlich die von Natur lange Sylbe in einem mehrsylbigen Wort dennoch verkürzt worden ist, diesen will ich mit Beispielen belegen, damit es nicht den Anschein hat, als ob jenes nemini Hec. III, 1, 1 so vereinzelt dastände, wie es aussieht:

Phorm. V, 8, 8 heißt es:

Quid ad me ibatis? Ridiculum: verĕbamini,
Ne non id facerem, quod recepissem simul?

Wenn wir von Bentley auch das an vor verebamini annehmen, so verbietet doch sowohl die Syntax wie die metrische Eleganz, zumal nach seiner eignen Wahrnehmung (cf. ad Andr. I, 1, 33. 89 ad Heaut. I, I, 69) das von ihm aufgenommne veremini in den Text zu setzen. Der Creticus statt des Anapästen bedarf keiner Rechtfertigung, da er durch die Positionslänge oft herbeigeführt wird.

Hec. I, 2, 102: Nunc audiēs. primos hos dies compluscolos.

Die von Bentley gemachte Aenderung verstößt gegen den oft von ihm befolgten Grundsatz, daß kein Wort, welches einen Creticus bildet, den Accent sowohl auf die erste, wie auf die letzte Sylbe bekommt. Ueberdieß würde der Accent auf der letzten Sylbe von audies für den Sinn störend sein, während primos ihn, dem Character der Rede und des Rhythmus gemäß, auf der ersten bedarf.

Phorm. II, 1, 36. Hic in noxiă est, ille ad defendendam caussam adest.

Die Aenderungen, die sich Bentley sowohl mit diesem wie mit dem folgenden Verse erlaubt hat, sind so willkürlich, daß sie keiner Widerlegung bedürfen.

Andr. V, 6, 11

Bene factum. Audistīn? — Omnia. Age, me in tuis secundis respice.

Bentley streicht das n hinter audisti trotz des Fragesatzes und sagt kein Wort, ob es in seinen Manuscripten stand oder nicht.

Eun. IV, 1, 8 Invītat: tristis mausit. ibi illa cum illo sermonem illico.

Bentley hält diesen Vers gegen den rhythmischen Zusammenhang der Stelle für jambisch und ändert ihn.

Heaut. II, 3, 58 Cum tam nĕcleguntur eius internuntii.

Bentley macht die Einwendung, daß nur von weiblichen Boten die Rede sein könnte. Aber liegt nicht in dem Plural der Gedanke der Allgemeinheit, ganz abgesehn vom Geschlecht?

Phorm. III, 2, 41 Te vānitātis. Minume, dum ob rem. Stercilinium. Dorio.

So giebt der cod. Bemb. diesen Vers. Wem fällt aber hierbei nicht das conquistores aus Plaut. Merc. III, 4, 80. Amphitr. prol. 65, 82 amīcitia, Merc. V, 2, 5, septimās, Pseud. II, 2, 3 linguās, Bacch. I, 1, 20, III, 6, 13 ein?

Wenn es nun hierdurch, wie ich glaube, festgestellt ist, daß die Comiker nicht nur Positionslängen sondern auch Naturlängen und diese nicht nur in ein- und zweisylbigen sondern auch in mehrsylbigen Wörtern ohne Rücksicht darauf, ob sie zu Anfang oder im Verlauf des Verses vorkommen, verkürzt haben, so sieht man wohl ein, daß es, vom Standpunkt der Metrik aus betrachtet, überhaupt keine Sylbe

Digitized by Google

giebt, die nicht der Verkürzung in ihren Versen ausgesetzt gewesen ist. Dies ist das Resultat, welches man, der Bentleyschen Theorie gegenüber, aus den Manuscripten, namentlich aus dem codex Bembinus, gewinnt, dessen eigentliche Beschaffenheit sich aus den bisher bekannt gemachten Mittheilungen nur sehr unvollkommen erkennen läßt. Jetzt entsteht freilich die Frage, wie dies zu erklären und auf welche Fälle es zu beschränken ist.

Es kann, glaube ich, Niemanden, der die Bentleysche Theorie näher betrachtet, entgehn, daß sie schon deshalb ihr Ziel verfehlen muß, weil sie sich auf einen ganz falschen Standpunkt stellt. Vom metrischen Gesichtspunkt aus angesehn, ist es nämlich überhaupt völlig unmöglich, zu behaupten, daß eine lange Sylbe jemals kurz oder eine kurze jemals lang werden kann: die sogenannte syllaba anceps ist von der Metrik an gewissen Stellen im Schema bemerkt und anerkannt, aber nicht ihr Product. Der Rhythmus ist es vielmehr ganz allein, der diese Veränderung zu bewirken im Stande ist und ich muß hier auf die Stelle des Longin zurückkommen, in der er sagt: τὸ μὲν μέτρον πεπηγότας ἔχει τοὺς χρόνους, μακρόν τε καὶ βραχὺν καὶ τὸν μετὰ τοῦτον, τὸν κοινὸν καλούμενον, ὃς καὶ αὐτὸς πάντως μακρός ἐστι καὶ βραχύς· ὁ δὲ ῥυθμός, ὡς βούλεται, ἄγει τοὺς χρόνους. Das ist also der Punkt, auf den es ankommt, und hätte Bentley nur die sehr nahe liegende Bemerkung gemacht, daß eine im gewöhnlichen Leben unbetonte lange Sylbe, wenn sie vom Verse ebenfalls nicht betont wird, schon aus diesem Grunde rhythmisch kurz sein kann, so würde er damit bei Weitem den größeren Theil der Fälle, die ihm so viel Noth und Mühe machten, haben erklären können. Denn offenbar verkürzte man deshalb die zweite Sylbe in venustátis, iuvéntútis, voluptátis, voluntátis (Mil. IV, 3, 31) vetustátis (Poen. III, 3, 87), weil der Ton auf der dritten Sylbe lag, sowohl in der gewöhnlichen Aussprache, als im Verse, und ganz dasselbe sieht man bei verébámini, supélléctile, magístrátus Pers. I, 2, 24. Rud. II, 5, 20 ministrémus Stich. V, 4, 7 administráret Epid. III, 3, 37 conquistóres. Aus demselben Grunde wurde die erste Sylbe von ingénium, invídia, cónsilium, óffícium verkürzt, weil der Ton auf der zweiten Sylbe lag. Je weiter aber nun der Ton von dem Anfang oder dem Ende des Wortes entfernt ist, desto mehr sind die Anfangs- und Endsylben der Verkürzung ausgesetzt. Daher findet man einerseits ádsentári, obsonári (Pl. Bacch. I, 1, 64) und andrerseits néminí, nóxiást, audíés, séptimás. Ob eine Sylbe dabei von Natur oder durch Position lang ist, kommt gar nicht in Betracht. Was hat der Rhythmus mit Natur- und Positionslängen zu schaffen? — Der beste Beweis dafür ist der, daß die von Bentley angeführten zweisylbigen Wörter, wie abi, redi, iube, tace, vide, etc. nur in dem Fall verkürzt werden, wenn sie vom Rhythmus des Verses entweder auf der ersten Sylbe oder wenn sie von ihm gar nicht betont werden: sobald der Ton auf die letzte Sylbe gelegt wird, so kann sie kein Mensch mehr für kurz halten. Auch bekommt die von Bentley gemachte Bemerkung, daß die Verkürzung vorzugs-

Digitized by Google

weiſe bei ein- und zweiſylbigen Wörtern der verſchiedenſten Art einträte, jetzt vom rhythmiſchen Standpunkt aus einen Sinn, den ſie vom metriſchen aus nicht hat, denn jene Worte haben oft in der Rede eine ſo untergeordnete Bedeutung, daß man ſie nicht weiter betont und deshalb eben hat der Dichter, der ja nicht einzelne Worte, ſondern ganze Sätze in die Muſik des Verſes zu ſetzen hat, die in ihnen befindlichen oder die durch ihre jedesmalige Zuſammenſtellung hervorgerufnen Längen rhythmiſch verkürzt. Doch dies ganze Verhältniß des Rhythmus zum Metrum muß, da es unſrer Metrik bis dahin unbekannt geblieben iſt, näher ins Auge gefaßt werden.

Wir ſahn bereits oben, daß der Rhythmus ſich weder an die Sylbenzahl, noch, wie ſo eben erwieſen iſt, an die Quantität derſelben bindet. Da er aber gleichwohl auf ſehr feſten Grundlagen beruhte, ſo muß doch ein Verhältniß nachweisbar ſein, in welcher ſich die Sylbenzahl ſowohl wie die Quantität zum Rhythmus zu ſtellen hatte. Denn wenn, wie ich oben nachgewieſen habe, der jambiſche Rhythmus eine dreiſylbige Anakruſe und den Proceleusmaticus geſtattete, ſo iſt klar, daß dies aus dem Tactverhältniß von 1:2, welches ihm zu Grunde liegt, auf metriſchem Wege nicht erklärt werden kann. Das ſahn auch die Rhythmiker ſehr wohl ein und ſtellten daher im Gegenſatz zu den Metrikern den Grundſatz auf, daß nicht jede Kürze die Hälfte der mit ihr in Verhältniß tretenden Länge zu ſein brauchte, noch umgekehrt die Länge ſtets das Doppelte der Kürze, ſondern daß hier die mannigfachſten Combinationen und Abſtufungen ſtattfinden könnten, und dieſe, behaupteten ſie, würden durch langſamere oder ſchnellere Ausſprache der Worte hervorgebracht. Dies bezeugen uns der Scholiaſt zu Hephaestion und Mar. Victorinus. Der erſtere ſagt p. 150: *ἰστέον δὲ, ὅτι ἄλλως λαμβάνουσι τὸν χρόνον οἱ μετρικοί, ἤγουν οἱ γραμματικοί, καὶ ἄλλως οἱ ῥυθμικοί. οἱ γραμματικοὶ ἐκεῖνον μακρὸν χρόνον ἐπίστανται τὸν ἔχοντα δύο χρόνους καὶ οὐ καταγίνονται εἰς μεῖζόν τι· οἱ δὲ ῥυθμικοὶ λέγουσι τόνδε εἶναι μακρότερον τοῦδε, φάσκοντες τὴν μὲν τῶν συλλαβῶν δύο ἡμίσεως χρόνων* (scil. *τῆς ἑτέρας*) *τὴν δὲ τριῶν, τὴν δὲ πλειόνων.* cf. Bellerman: Anon. script. de mus. p. 17 sqq. Ebenſo Mar. Victor. p. 2484: rhythmus est tempus, quo syllabas metimur und 1481 Musici, qui temporum arbitrio syllabas committant in rhythmicis modulationibus aut lyricis cantionibus, per circuitum longius extentae pronuntiationis tam longis longiores, quam rursus per correptionem breviores brevibus proferunt. Aus dieſen Worten, die augenſcheinlich den Werken älterer und beſſerer Autoren entnommen ſind, geht zugleich hervor, daß die Art, in welcher nun beide Grammatiker die Sache zu exemplificiren ſuchen, wenn ſie nämlich die Zeiten nach Buchſtaben abzählen wollen, unpaſſend iſt, denn was hat die pronuntiatio longius extenta und die correptio mit jenem Verfahren zu thun? Weit beſſer ſpricht ſich dagegen Bassius bei Rufin. de metr. com. p. 379 G. aus, wenn er ſagt: Jambus, cum pedes etiam dactylici generis assumat, desinit iambicus videri, nisi percussione ita moderaveris, ut,

Digitized by Google

cum pedem supplodis, iambicum ferias: ideoque illa loca percussionis non recipiunt alium quam iambum et ei parem tribrachum, etsi (wie ſtatt aut si zu leſen ſein wird) alterius exhibuerint metri speciem. Der Sinn dieſer Worte ſcheint mir zu ſein: Wenn der jambiſche Rhythmus irrationale Füße aufnimmt, ſo verliert er dem Anſchein nach ſeinen Character, wenn man nicht trotz dem jambiſch tactirt: deshalb findet man in den betonten Stellen dieſes Rhythmus nur Jamben und Tribrachen, wenn ſchon es, von metriſcher Seite betrachtet, andre Füße zu ſein ſcheinen. Man kann ſich weder deutlicher noch practiſcher ausdrücken.

Wer ſieht aber nicht ein, daß die Rhythmiker hier ein Factum bemerkt haben, wie wir es heute noch in der Ausſprache eines jeden Verſes wiederholen können und in der Muſik täglich wiederholen? — Wenn man daher das Verhältniß der Kürze in einer dreiſylbigen Anakruſe zu der ihr folgenden Länge im jambiſchen Verſe rhythmiſch näher bezeichnen will, ſo iſt es im Sechsachteltakt das einer Sechzehntheiltriole zu einem Viertel, d. h. die Länge hat das dreifache Maaß der Kürze, im Proceleusmaticus aber treten vier Sechzehntheile an die Stelle von drei Achteln, über denen der Rhythmus um ſo behender hinläuft, weil das Verhältniß ein irrationales iſt. Ob nun dieſe Sylben aber durchgehends lang oder kurz waren, war für den Rhythmus ganz gleichgültig, denn er hat von jeher die Kraft gehabt, eine lange Sylbe, zumal, wenn ihr der Wortaccent fehlte, zu verkürzen. Daher konnte Simo mit aller der Dringlichkeit, welche die Situation und der Sinn der Worte erfordert, ſprechen:

Per ego te deos oro et nostram amicitiam, Chreme!

und ebenſo reizend nimmt ſich andrerſeits der plauderhafte vierſylbige Fuß im Munde der Syra aus, wenn ſie ſagt:

Dic mihi, Philotis, ubi te oblectasti tam diu?

Ich vermuthe ſtark, daß Horaz den Terenz ſolcher Dinge wegen „um ſeine Kunſt“ gerühmt hat, als Rhythmiker, beſtimmt nicht als Metriker, wie Bentley in ſeinem Schediasma die Stelle auffaßt.

Was nun die Verkürzung einer ſprachlichen Länge durch den Rhythmus angeht, ſo werden wir zwei Fälle zu unterſcheiden haben, ob dieſelbe nämlich durch den ſprachlichen Accent betont oder ob ſie unbetont iſt.

Der zweite Fall iſt bei Weitem am häufigſten und in der Comödie ſo gewöhnlich, daß es gar keiner Beiſpiele bedarf. Der Accent des gewöhnlichen Lebens, der ſinnliche Ausdruck für die geiſtige Einheit der Rede, iſt ſo mächtig, daß wir nicht nur in einzelnen Wörtern die Sylben verkürzen, auf denen er nicht ruht, ſondern jedes Wort, es mag an und für ſich noch ſo bedeutend ſein, kann durch ſeine untergeordnete Stellung im Satz um den Accent gebracht werden und in Folge deſſen wird es auch durch den Rhythmus verkürzt. Es iſt daher eine ganz unnöthige Sorgfalt von Bentley, wenn er Andr. V, 6, 11 ſchreibt

Bene factum. Audisti? Omnia. Age, me in tuis secundis respice.

wofür die Manuſcripte audistin geben: die letzte Sylbe von audistin wird rhyth-

Digitized by Google

misch dadurch nicht lang, daß man sie von der Anfangssylbe des nächsten Wortes trennt. Auch sieht jetzt wohl ein jeder ein, daß wir Most. I, 3, 29

equidem pol miror tam catam, tam doctam te et bene eductam

nicht mit Hermann elem. p. 133 die Stammsylbe in bene zu elidiren, sondern vielmehr die erste von eductam rhythmisch zu verkürzen haben; daß es sehr viel besser ist, mit den Manuscripten Phorm. IV, 3, 57 zu lesen:

ob decem minas inquit. Age, age, iam ducat: dabo.

als mit Bentley ob decem mnas inquit, denn dort bildet ein rhythmischer Pyrrhichius, minas, die unbetonte Stelle des zweiten Fußes, während hier nach Bentleys Auffassung ein metrischer Bacchius statt eines Tribrachys oder Anapästen den ersten Fuß verunstaltet, vieler andrer Fälle nicht zu gedenken.

Es ist klar, daß auf diese Weise auch ganze Gesprächsformeln, rhythmisch aufgefaßt, einen andern Character gewinnen, als sie ihn metrisch haben können. Ubi illic est Andr, IV, 4, 3 ist, metrisch betrachtet, ein Epitrit, rhythmisch ein Päon, ubi te oblectasti in seinen ersten vier Sylben metrisch ein Jon. a. min., rhythmisch ein Proceleusmaticus, di istaec Heaut. V, 4, 15 rhythmisch ein Dactylus, desgleichen die drei ersten Sylben von di immortales Eun. II, 2, 1; bonast natura Eun. II, 3, 25 metrisch ein jambisches Penthemimeres, rhythmisch ein trochäischer dimeter acat., diéique méique Eun. IV, 7, 31 und Capt. IV, 2, 20 metrisch ein anapästischer hyperkatalectischer Monometer, rhythmisch ein jambisches Penthemimeres u. s. w. Bemerkenswerth ist für den Zusammenhang der Rede noch, daß der hervortretende Accent eines Wortes den von andern danebenstehenden dergestalt herabdrücken kann, daß eine Partikel das Uebergewicht über andre, an und für sich bedeutendere Wörter bekommt. Am meisten ist dies mit sed der Fall, wenn es dem Gespräch oder der Handlung eine neue Wendung giebt. So z. B. Séd ĕccum militem Eun. III, 1, 5 Séd ȳpse exit foras Andr. I, 2, 3 Séd illud, quod tibi Heaut. IV, 5, 42 Séd interim Eun. III, 5, 59 Séd ŏptime gnatum meum Merc. II, 2, 57 Séd ostium concrepuit Hec. IV, 1, 6, was Hermann elem. p. 177 freilich nicht zugeben will.

Viel seltner geschieht es nun, daß Sylben, die der Analogie der gewöhnlichen Sprache gemäß zu betonen sind, dennoch durch den Rhythmus verkürzt werden. Gleichwohl kommen auch solche Beispiele vor und wenn diese abnorme Betonung durchgehend ist, so kann man wohl annehmen, daß die Aussprache des Volkes dabei zu Grunde lag. So bemerkt Linge in seinem Programm de Asinaria Hirschberg 1834 S. 33 sehr richtig, daß das Wort Philippei von den Römern mit griechischem Accent ausgesprochen wäre; römisch hätte man Philippei sagen müssen. Eben so abnorm scheint die Betonung bei fenestra gewesen zu sein, wenn man die von Bentley ad Heaut. III, 1, 72 gesammelten Verse mit der Notiz des Festus vergleicht. Weniger constant dagegen ist die Betonung voluptas cf. Most. I, 3, 136. Rud. II, 4, 26. Cas. II, 8, 29. wenn schon es sich vielfach mit verkürzter zweiter Sylbe findet. Vereinzelt endlich scheinen unter andern folgende Beispiele:

Digitized by Google

Asin. I, 3, 88 Portitorum simillimae sunt ianuae lenoniae.

Most. II, 1, 62 Nam quoivis homini, vel optumo, vel pessimo.

Cas. II, 6, 60 Temperi, postquam oppugnatum est os. Age uxor mea nunc iam.

Trin. II, 2, 37 Quid exprobras? bene quod fecisti, mihi fecisti, non tibi, denn selbst, wenn der C. A. jenes quid nicht hätte, wie Brix de Plauti et Ter. pros. p. 5 behauptet, so würde es aus den Palatinen zu ergänzen sein. Dergleichen wird man, wie gesagt, nicht häufig finden, weil der Dichter sich nicht ohne Noth mit der Sprache des gewöhnlichen Lebens in Widerspruch setzen durfte.

Dies Alles ist aber freilich nur denkbar, wenn die im gewöhnlichen Leben betonte oder unbetonte Länge an eine Stelle im Verse trat, wo sie nicht betont zu werden brauchte: wurde sie vom Rhythmus hervorgehoben, so versteht sich von selbst, daß sie nicht verkürzt werden konnte, denn eine Länge betonen und zugleich trotz der Betonung verkürzen zu wollen, ist unmöglich. Die Rhythmiker sprechen zwar oft genug davon, daß eine kurze Sylbe durch den Ton des Verses verlängert worden ist, aber Niemand hat jemals behauptet, daß auch eine lange Sylbe, die den Ton hatte, verkürzt worden wäre. Dies ist nur eine Annahme von Bentley. Bentley sah sich nämlich, wie oben gezeigt ist, dazu veranlaßt, die Länge in einer Anzahl von ein- und zweisylbigen Wörtern für anceps zu erklären, die, wie er sagte, durch ihre Stellung im Verse die Erlaubniß erhielten, verkürzt zu werden. Er hat aber hierbei so wenig auf das Rücksicht genommen, was möglich oder nicht möglich ist, daß er sie auch an Stellen gebracht hat, wo sie vom Ton getroffen werden, und dennoch kurz bleiben sollen. So z. B. schreibt er Phorm. V, 6, 37

Atque hercle ego quoque illam inaudivi fábulam. Immo etiám dabo

und behauptet illam inau wäre ein Anapäst, trotz dem, daß er seinen Ictus auf die erste Sylbe von illam setzt. Aber das ist nicht möglich. Wenn wir die Lesart inaudivi st. audivi überhaupt annehmen, so kann man nur die zweite Sylbe dieses Wortes rhythmisch verkürzen, weil der Accent auf der dritten liegt, was sehr viel weniger hart ist, als wenn wir mit Hermann elem. p. 153 die erste Sylbe von autem Hec. V, 2, 14 durch den Ton herabdrücken sollen.

Ganz denselben Gedanken äußert Bentley ad Eunuch. II, 1, 22. Der Vers lautet bei ihm:

Sét quis hic est, qui huc pérgit? Attat, hic quidem est parasitus Gnatho.

Auch hier will Bentley in hic die erste Sylbe des Fußes verkürzen, um einen Anapästen hervorzubringen, trotz dem, daß sein Ictus darauf steht. Das geht eben so wenig. Hic kann, wenn es betont wird, nur lang sein, aber est ist kurz, wie seine Stellung in der Rede von selbst anzeigt. Selbst die bekannte Regel vocalis ante vocalem corripitur kann hierauf keine Anwendung finden, und qui amant nebst den andern im Schediasma zusammengestellten Fällen dieser Art bildet, metrisch betrachtet, einen Creticus, wenn die erste Sylbe betont ist, — rhythmisch freilich einen Dactylus: — nur dann, wenn sie unbetont ist, ist qui kurz und das Ganze ein Anapäst.

Digitized by Google

In ähnlicher Weise sind alle andern vorkommenden Fälle aufzufassen. Nur die eine Bemerkung bitte ich mir noch zum Schluß dieser Auseinandersetzung zu gestatten, die, daß ein Vers, je nachdem man ihn mit den Maximen der herkömmlichen Theorie metrisch oder wenn man ihn rhythmisch auffaßt, eine ganz verschiedne Auslegung erhalten kann: welche von beiden die bessere ist, wird der geneigte Leser aus dem folgenden Beispiel ersehn können.

Rud. IV, 4, 92 lautet, wenn man nach den gangbaren metrischen Principien betont:

Vos tamen istic, quidquid illic inerit, vobis habebitis.

Denn da in vobis die letzte Sylbe lang ist, so muß man sich, um das metrische Schema zu retten, dazu entschließen, die erste von illic zu verkürzen und den Ton dreimal hinter einander auf die Endsylbe des Wortes zu legen. So haben es alle Editoren des Rudens gethan und ich mußte ihnen, um bei den Metrikern nicht Anstoß zu erregen, in meiner Ausgabe schon folgen. Betrachtet man dagegen die Sache vom rhythmischen Standpunkt aus, so ist klar, daß vobis die letzte Sylbe verkürzen kann, weil der Accent auf der ersten ruht. Wir werden daher betonen müssen:

Vos tamen istic, quidquid illic inerit, vóbis habebitis.

Das ist der Unterschied, ob man die Dinge von außen oder von innen ansieht.

Jetzt aber ist es hohe Zeit, zu sehn, wie sich alte und neue Schriftsteller über diesen Punkt geäußert haben. Was die Ersteren angeht, so habe ich bemerkt, daß die älteren unter ihnen, welche künstlerische Bildung hatten, ohne einer bestimmten Schule anzugehören, niemals von den Metris der Comödie sprechen, sondern stets von ihrem Rhythmus. Wie sie sich aber darüber vernehmen lassen, ist für den, der hier überhaupt Metra suchen könnte, sonderbar genug anzuhören. So sagt Horaz ep. ad. Pis. 270:

At vestri proavi Plautinos et numeros et
Laudavere sales: nimium patienter utrumque,
Ne dicam stulte, mirati; si modo ego et vos
Scimus inurbanum lepido seponere dicto,
Legitimumque sonum digitis callemus et aure.

Wenn ich ihn recht verstehe, so betrachtete er die Plautinischen Gedichte vom metrischen Standpunkt aus, auf dem er selbst stand, wenn er Sylben an den Fingern zählte und Längen und Kürzen mit dem Ohr abwog. Da sah freilich in der Comödie Alles so tumultuarisch aus, daß es ihm nicht möglich gewesen wäre, ein Schema zurechtzuzimmern, um sämmtliche Abweichungen unter Einen Hut zu bringen. Ebenso äußert sich Cicero, wenn schon er sonst zu den Bewunderern des Plautus gehörte, orat. c. 55 s. 183:

In versu res est apertior: quamquam etiam a modis quibusdam, cantu remoto, soluta esse videatur oratio, maximeque id in optimo quoque eorum poetarum, qui λυρικοὶ a Graecis nominantur, quos quum canta

Digitized by Google

spoliaveris, nuda paene remanet oratio. Quorum similia sunt quaedam apud nostros, velut illa in Thyeste etc. Ac comicorum senarii propter similitudinem sermonis sic saepe sunt abiecti, ut nonnumquam vix in his numerus et versus intelligi possit.

Wie um Alles in der Welt kommt Cicero darauf, die Gedichte der griechischen Lyriker mit denen der Comödie zu vergleichen? Was hat Pindar mit Plautus zu schaffen? — Sie haben nichts gemein, als diesen bunten Wechsel von Längen und Kürzen, der nur den Gesetzen des Rhythmus, nicht dem metrischen Schema folgt. Man notire sich gewissenhaft alle Möglichkeiten, die in einem Plautinischen oder Terenzianischen Verse vorkommen konnten und man wird finden, daß es genug ist, um daraus metrisch ein Pindarisches Gedicht zu Stande zu bringen, in dem kein Kolon dem andern ähnlich sieht.

Quinctilian wollte noch weniger von dieser rhythmischen Poesie wissen, die von den Gelehrten seiner Zeit freilich ihrem Princip nach kaum mehr verstanden werden mochte und war froh, wenn er sich mit Einer Versgattung aus der Comödie abgefunden hatte: er verlangte gar nichts mehr, als der Seltenheit wegen eine Probe. Daher sagt er X, I, 99: In comoedia maxime claudicamus, licet Terentii scripta ad Scipionem Africanum referantur: quae tamen in hoc genere sunt elegantissima et plus adhuc habitura gratiae, si intra versus Trimetros stetissent. Es mochte ihm schon schwer genug geworden sein, für den Trimeter eine Art von Schema ausfindig zu machen.

Die Grammatiker dagegen theilten sich nun in zwei Partheien: die einen behaupteten, es wären überhaupt keine Metra in diesen Gedichten anzutreffen, und dies waren offenbar die Klügeren, denn das konnte ihnen freilich nicht einfallen, daß es eine gewisse Anzahl von Wörtern gäbe, deren Stamm- und Endsylben man nach Belieben metrisch lang und kurz gebrauchen könnte, daß eine Positionslänge weniger respectabel sei als eine Naturlänge, daß man eine lange Sylbe zugleich betonen und verkürzen könnte u. s. w. Dies sind die trüben Mißverständnisse, denen eine todte Sprache ausgesetzt ist, es sind die Gespenster der Studirstube. Sie leugneten daher lieber das, was sich mit Grund nicht behaupten ließ, eine metrische Form der Gedichte, und lachten die andern aus, die sich damit abplagten, ein Schema zu Stande zu bringen, was denn doch am Ende weder hier noch da passen wollte. Dies erzählt uns Priscian de metr. Ter. init. mit den Worten: miror, quosdam vel abnegare, esse in Terentii comoediis metra, vel ea quasi arcana quaedam et ab omnibus doctis semota sibi solis esse cognita, affirmare. Das richtige Verständniß dieser Stelle geht nämlich, wie Ritschl Par. p. 359 nicht begriffen zu haben scheint, aus den von ihm angeführten Worten des Servius hervor: Terentius rhythmis scribit comoedias vel Plautus, womit Mallius Theodorus p. 5 zu vergleichen ist: si qua autem apud poetas lyricos aut tragicos quispiam repererit, in quibus certa pedum collatione neglecta, sola temporum ratio considerata sit, meminerit, ea, sicut apud doctissimos

Digitized by Google

quosque scriptum invenimus, non metra, sed rhythmos appellari oportere, ein Punkt, über den Feusner: de antiquorum metrorum et melorum discrimine, Hanov. 1836, die besten Untersuchungen angestellt hat. Die Rhythmen aber giengen die Grammatik nichts an, sondern waren Sache der Musiker.

Könnte man nun freilich den Worten des Rufinus p. 2713 P. trauen, so ständen Varro und Cicero an der Spitze der Metriker, doch heißt das in seinem Munde wohl nur, wie Ritschl richtig bemerkt hat, diese hätten geglaubt oder durch Anführungen gezeigt, daß Plautus und Terenz nicht in Prosa geschrieben hätten. Diejenigen aber, die diese Gedichte nun wirklich metrisch commentirten, erfanden für die gangbaren Versarten jenes leidige metrische Schema, das noch bis auf den heutigen Tag gilt und gestanden bei denen, die nicht zu den allergewöhnlichsten gehörten, ganz ehrlich ihre Unwissenheit ein. So Sisenna, wenn er in seinem Commentar zur Aulularia sagt: Haec scena anapaestico metro est, sed concisa sunt, ut non intelligas oder zum Amphitryo: his quatuor generibus quintum accedit de genere versuum, qui non sunt uniusmodi, die beste metrische Beschreibung, die sich für rhythmisch behandelte Verse geben läßt, denn es existirt unter ihnen kein genus uniusmodi, wenn man es in metrischer Hinsicht genau nimmt. Ein andres Metrum, das ihm verständlicher erschien, nannte er ein metrum habilius d. h. ein gefügigeres, faßlicheres Metrum und will bemerkt haben, daß Plautus die einfältigen Frauenzimmer in demselben sprechen läßt. Deshalb sagt er in seinen Noten zum Rudens: habiliore metro usus est, ut solet in mulierum oratione. Sein getreuer Nachfolger ist Priscian, der in seiner Schrift de metr. Ter. ein paar Bacheischen Tetrametern folgende Vorrede hält: Terentius trochaico mixto vel confuso cum iambico utitur in sermone personarum, quibus maxime imperitior hic convenit, quem, puto, ut imitetur, hanc confusionem rhythmorum facit. Sunt autem et trimetri ac plus minusque et habent penultimam versus syllabam in quibusdam longam, in quibusdam brevem.

Was die Neueren angeht, so haben sie leider, auf so schlechte Autoritäten gestützt, sammt und sonders eine metrische Form dieser Gedichte supponirt, die niemals existirt hat. Doch wäre es unrecht, wenn man nicht einige Aeußerungen beachten wollte, die durchaus richtig sind, wenn man ihnen nur die Beschränkung nimmt, mit der sie meistentheils auftreten. So sagt Hermann epit. I, 10 § 79 Apud Latinos duplex recitatio in usu fuit, una accentum vocabulorum et vulgarem pronunciationem sequens, qua scenici veteres usi sunt, altera ad Graecorum exemplum conformata, quae ab Ennio primum in epicam poesin, Augusti aevo in omnia fere genera poeseos introducta est, und Linge de Asin. p. 33: In universum in Latino sermone Plauti aetate accentum (potius quam quantitatem) in pronuntiando sequebantur ducem, fere ut Germani etiamnum faciunt. Bernhardy sagt zu Anfang seiner Röm. Litteraturgeschichte: „daß die Comiker, die den Accent als die sicherste Regel ihrer Versmessung streng bewahrten, ihm den quantitirenden Sylbenwerth untergeordnet hätten."

Digitized by Google

Dies Alles ist vortrefflich: nur glaube ich, daß der Rhythmus, so lange er in der Welt existirt, weder bei den Griechen noch bei den Römern jemals die Kraft verleugnet hat, die ihm von den Alten allgemein zugeschrieben wird, zumal, wenn er von der Aussprache des gewöhnlichen Lebens unterstützt wurde, daß aber diese nicht nur zur Zeit des Plautus, sondern überall mehr vom Accent als von der Quantität beherrscht worden ist. Am meisten freilich hat Bentley unsrer Sache durch die That genützt, denn sein unsterbliches Verdienst besteht darin, daß er die Uebereinstimmung zwischen Vers- und Wortaccent als erstes Princip für die Verse der Comiker aufstellte und uns von dem trübseligen Scandiren erlöste, das bis dahin Sitte gewesen war.

Um nun aber auch den absoluten Idealismus nicht zu vernachlässigen, muß ich von Herrn Ritschl einige Worte sagen. Er macht mir nämlich von diesem Standpunkt aus die bittersten Vorwürfe, daß ich die letzte Sylbe von ceterum Rud. IV, 6, 20 und die von oppidum IV, 2, 29 trotz der folgenden Position kurz gebraucht habe. Thut Bentley denn nicht ganz dasselbe mit der letzten Sylbe von virginem Eun. IV, 3, 12? Ebenso sonderbar kommt es mir vor, wenn er gegen die Verkürzung der Endsylbe in habes V, 3, 13 und ames II, 4, 25 etwas einzuwenden hat: sind das nicht zweisylbige Wörter so gut, wie ades? Und wie Bentley mit diesen umgeht, ist oben an patri gezeigt worden. Ebenso seltsam scheint es mir, daß er die Verkürzung der ersten Sylbe in accedam und appello nicht gestatten will, da er doch aus dem mehrerwähnten Schediasma wissen muß, daß die mit Präpositionen componirten Wörter besondre Ansprüche auf Verkürzung der ersten Sylbe haben. Warum wundert er sich ferner, daß ich die erste Sylbe von Ampelisca kurz gebraucht habe, da ja Hermann Trin. III, 2, 39 (V. 664 f. Ausg.) die von imperitus ebenfalls verkürzt hat? Es kann also doch nicht gegen die herrschenden Principien sein. Warum beschuldigt er mich ferner, nicht gewußt zu haben, daß die erste Sylbe von aleator lang wäre, weil ein jambischer Trimeter mit den Worten nec ted aleator anfängt? Sind denn die beiden Worte nec ted nicht ebenso gut ein paar Monosyllaba, wie hic est zu Anfang von Andr. IV, 4, 48 oder ist dieser Spondeus anstößiger als der in hic ille Trin. I, 2, 5? Was hat er an V. 973 meiner Ausgabe auszusetzen, als daß pudet vor nil die Positionslänge verkürzt? Geschieht denn das etwa mit piget vor parum in Hermanns Trinummus III, 2, 35 nicht? — Man wird mir erwidern, daß Ritschl seine Vorgänger zu lebhaft bewundert, um sie ganz verstehn zu können. In seinen Augen erhält eine Sylbe erst dann den Freipaß der Ancipität, wenn sie von Bentleys combinatorischer Methode ausdrücklich anerkannt ist: Schlüße nach der Analogie werden nicht gestattet. Immerhin! Was soll ich aber sagen, wenn er nicht einmal zugeben will, daß hunc V. 1097 m. A. verkürzt wird, nachdem es Bentley ad Eunuch. III, 2, 7 ausdrücklich gesagt hat? was dazu, daß V. 488 m. A. nicht einmal das einsylbige id, ja V. 1188 nicht einmal et vor mihi kurz bleiben soll? — So viel Capacität sollte man ihm doch wohl zutrauen, daß er Dinge, die

Digitized by Google

ihm von Bentley besonders vorgeschrieben und unendlich oft vorgemacht sind, behalten kann! —

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wieder auf. Wenn anders, wie ja hinlänglich dargethan ist, der Rhythmus das lebendige Princip in der Metrik ist und alle Abweichungen vom Schema des Verses, wie die ganze Gestalt desselben, nur von diesem Standpunkt aus begriffen werden können, so wird es freilich von der höchsten Wichtigkeit sein, zu erfahren, wie sich die rhythmischen Accente in ihrer Stärke und Schwäche von einander unterschieden haben und wo in den Versen vorzugsweise der Ton gelegen hat. Bentley hat sich um diesen Punkt nicht genau bekümmert. Es scheint fast, als ob er zu der Ansicht der Römischen Grammatiker hinneigte, die den jambischen Trimeter zu einem Senarius, den catalectischen Tetrameter zu einem Septenarius machten, wodurch sie zu erkennen geben, daß sie diese Verse podisch und nicht dipodisch messen wollten. Wenn er aber in Jamben sowohl wie Trochäen den ersten, und in Folge dessen den dritten, fünften und siebenten Fuß betonte, so hat dies den practischen Nutzen, daß der Leser sogleich gewahr wird, ob er jambischen oder trochäischen Rhythmus vor sich hat, was in den Versen der Comiker öfters zweifelhaft sein kann. Im Uebrigen hegte er, wie oben bereits gesagt ist, die sonderbare Vorstellung, daß die Schauspieler vor dem Anfang jedes Verses die zum Aussprechen nöthige Luft schöpften, die ihnen, je mehr sie sich dem Ende desselben nahten, desto knapper geworden sei. Deshalb, glaubte er, sei das Metrum zu Anfang am meisten der Verunstaltung durch unpassende Füße ausgesetzt gewesen, während es in der Catalexe stets rein erhalten wird. Aber gerade dieser Umstand läßt mich das Entgegengesetzte schließen. Man wird den Ton schwerlich vorzugsweise auf die Stellen gelegt haben, wo das Metrum am meisten vom strengen Schema abweicht, aber wohl auf die, wo es, dem Urtheil aller Metriker zufolge, am meisten mit ihm in Einklang ist. Aus diesem Grunde hat man in der Rhetorik besondre Vorschriften ertheilt, mit welchem Wortklang eine Periode endigen muß, und vortrefflich sagt Cicero Orat. c. 59 s. 199. Quum aures extremum semper exspectent — ad hunc exitum a principio ferri debet verborum illa comprehensio et tota a capite ita fluere, ut ad extremum veniens ipsa consistat. So ist es. Die Rede gleicht einem Strom, der an der Quelle seicht und unscheinbar, an der Mündung breit und tief ist. Auch Hr. Ritschl hat uns neuerdings über diesen Gegenstand parabolisch belehrt und nennt den Vers ein Thier, welches man nicht auf den Schwanz sondern auf den Kopf betonen müßte. (Rh. M. a. a. O. S. 132).

Gleichwohl scheint der Betonung des letzten Fußes in dem Fall, daß dieser mit einer Länge schließt, der Umstand entgegen zu stehn, daß die lateinische Sprache den Ton nicht aufs Ende der Wörter zu legen pflegt, wodurch denn der Wortaccent mit dem Versaccent in Widerspruch geräth. Dagegen aber läßt sich anführen, daß es eine Menge von einsylbigen Wörtern giebt, die, wie wir sehn, vorzugsweise an diese Stelle gebracht werden. Selbst bei den Wörtern, die einen Jambus

Digitized by Google

oder Pyrrhichius bilden, hat dieſe Betonung nichts Störendes. Nur dann, wenn das Wort einen Cretikus oder Epitriten ausmacht, tritt der Fall ein, daß es auf der Endſylbe ſtatt auf der Stammſylbe zu betonen iſt, doch dies iſt ein Uebelſtand, der ſich nicht vermeiden läßt. Dagegen muß ich auf folgende Punkte aufmerkſam machen: Nach Bentleys Bemerkung ad Andr. IV, 4, 47 pflegt Terenz diejenigen Wörter, die unfehlbar am ſtärkſten ausgeſprochen wurden, die Interjectionen, gerade ans Ende des Verſes zu ſtellen. Würde er dies thun, wenn jene Stelle nicht vorzugsweiſe betont geweſen wäre? Dagegen findet man, wie Bentley ebenfalls im Schediasma ſchon ausgeſprochen hat, ſehr häufig zu Anfang des jambiſchen Trimeters Wörter, wie hicine, hocine, sicine, libera, piscibus, welche, der recipirten Methode zufolge, nur auf der zweiten Sylbe betont werden können und zwar vorzugsweiſe, denn nach Bentleys Anſicht giebt es im ganzen Verſe keine ſtärker betonte Stelle: würde aber der Dichter jene Wörter dorthin geſtellt haben, wenn der Ton nicht gerade hier am ſchwächſten war?

Es war ein böſes Omen für unſre Metrik, als der Begründer derſelben den Ausſpruch that: was die Alten eine ἄρσις ποδός nannten, das wollen wir eine elevatio vocis nennen und was ſie eine θέσις ποδός nannten, das ſoll bei uns eine positio vocis ſein. Wer ſich auf Wahrzeichen des Geiſtes verſteht, der hätte damals ſchon vorausſehn können, daß in dieſer barbariſchen Auffaſſungsweiſe Alles umgekehrt ſein würde, wie es bei den Alten geweſen iſt. So äußert Bentley im Schediasma, er habe ſeinen Ictus in den jambiſchen und trochäiſchen Verſen auf die erſte, dritte und fünfte Stelle geſetzt, weil, wie er ſagt, der Ton dort meiſtens gelegen zu haben ſchiene. Asmonius aber berichtet uns gerade das Gegentheil, denn er ſagt bei Priscian de metr. Ter. § 6 vom jambiſchen Senar: feritur in secundo et quarto et sexto (pede). Vom Juba ſagt er kurz zuvor: Juba ideo in secundo et quarto et sexto loco iambos non recipit, nisi a brevi incipientes, quia in his locis feriuntur und ganz dieſelben loca percussionis bezeichnet Bassius bei Rufin. de vers. com. p. 379 G. Ich habe, was ſich aus der Conſtruction des Verſes zur Beſtätigung dieſer Thatſache beibringen läßt, bereits in der Vorrede zur lateiniſch-deutſchen Ausgabe des Trinummus geſagt und will mich nicht wiederholen. Nur dies Eine ſcheint mir der Beſprechung werth zu ſein, daß auch Bentley, der, wie Hermann ſo richtig von ihm bemerkt hat, mehr durch angebornes Talent, als durch bewußte Methode in metriſchen Dingen das Rechte zu treffen pflegte, einem Prinzip folgte, das er nicht erkannt hatte, aber im Stillen mit ſich herumtrug. Er ändert nämlich Eun. I, 2, 93

id fieri posse maxume: verumtamen

dahin ab, daß er ſchreibt: id posse fieri. Warum geſchieht das? Die Auflöſungen ſind ſonſt, wie Hermann bemerkt hat, in den ungleichen Stellen des jambiſchen und trochäiſchen Rhythmus weit mehr zu Hauſe, als in den gleichen. Dennoch ſagt Bentley: suavius hoc modo. Der Grund iſt der, weil dem Sinne nach fieri, und nicht posse, zu betonen iſt. Deshalb ſchickt er posse voran und ſtellt fieri

Digitized by Google

unmittelbar vor die Cäſur, wo von Alters her der Ton in allen Verſen gelegen hat, und jetzt hat der Vers den richtigen Klang, wie ihn auch IV, 7, 9, hat, vorausgeſetzt, daß man gerade umgekehrt betont, wie es der Bentleyſche Ictus verlangt.

Ganz ähnlich verhält ſich die Sache mit Eun. IV, 3, 12, wo die meiſten und die beſten codd. geben:

Virginem, quam erae dono dederat miles, vitiavit. Quid ais?

Bentley folgt dagegen dies Mal dem Faernus, giebt ſtatt deſſen dederat dono und bemerkt sono ipso rem amplificat. Betont man nun mit ihm, ſo iſt gerade das vorangeſchickte dederat hervorzuheben; das nachgeſtellte dono ſoll man ſinken laſſen. Doch man braucht freilich nur dem Sinne zu folgen, um die richtige Betonung zu finden.

Dies ſind vereinzelte Fälle. Ein durchgreifendes Princip kommt bei Gelegenheit von Adelph. IV, 2, 52 zur Sprache. Hier las man vor Bentley:

carpam et cyathos sorbillans paulatim hunc producam diem.

Bentley bemerkt, daß sorbilans die richtige Form ſei, ſtellt dies her und macht dazu die Note: Ceterum id sedulo cavetur, ne verbum ex tribus longis factum, ut Sorbillans, duplicem accentum habeat: auribus enim id ingratum, und ändert in Folge deſſen auch Mil. II, 6, 22

nisi mihi supplicium virgarum de te datur

dahin ab, daß er virgeum ſt. virgarum ſchreibt, andrer Fälle nicht zu gedenken. In ſeiner Aenderung hat ihn gewiß ein richtiges Gefühl geleitet, aber das ausgeſprochne Princip iſt nicht richtig: er widerſpricht ihm auch ſelbſt. Eun. I, 2, 89 lautet beinahe in allen codd.:

heri minas viginti pro ambobus dedi.

Der Moloſſus viginti iſt hier, wie es Bentley verlangt hat, auf der zweiten, nicht auf der erſten und dritten Sylbe betont. Nichtsdeſto weniger ändert er und ſchreibt:

heri minas pro ambobus viginti dedi,

bemerkt dabei: magis magnificum sonat, und: amat Terentius in sede quinta hoc Viginti ponere. Sehr richtig! Man ſieht alſo daraus, daß es auf die Stelle ankommt, an der der Moloſſus ſteht. Tritt er mit der Endſylbe in die vierte Stelle, wie bei sorbillans und virgarum, ſo iſt das möglichſt zu vermeiden; tritt er dagegen in die fünfte, ſo iſt dies, wenn der Character der Rede es mit ſich bringt, herbeizuführen. Um aber dieſem Moloſſus den ſtolzen Klang zu verſchaffen, den Bentley mit Recht an ihm bemerkt hat, iſt es nöthig, daß man ihn auf der erſten und nicht auf der letzten Sylbe betont, was gegen alle Analogie des Accents in der römiſchen Sprache wäre.

Noch weiter führt uns eine Bemerkung Hermanns. Dieſer nämlich ſagt elem. p. 141, bei Beſprechung des eben erwähnten Falles, die Römer hätten es vorzugsweiſe vermieden, ein Wort, das einen Spondeus bildet, mit der letzten, unbetonten Sylbe an die gleichen Stellen des jambiſchen Senars zu ſetzen. Beweiſt dies nicht, daß gerade auf ihnen der Ton des Verſes vorzugsweiſe geruht

Digitized by Google

haben muß? Denn warum hätte man gerade da, wo der Rhythmus nach Hermanns Meinung einen untergeordneten Ton verlangt, den Widerſpruch zwiſchen Wort- und Versaccent ſo vorſichtig vermieden?

Die Sache bringt es mit ſich, daß ich von einem ähnlichen Fall in meiner Ausgabe des Rudens ſpreche, der Herrn Ritſchls Zorn erregt hat. IV, 5, 5 kommt folgender Vers vor:

ego hódie, quí neque spéravi neque crédidi.

Man ſieht, er kann mit der Betonung, die ihm die Metriker gegeben haben, nicht ſchlechter ſein. Nicht nur, daß der Moloſſus speravi mit ſeiner letzten Sylbe in eine gleiche Stelle geräth, ſondern der Vers zerfällt auch geradezu in drei Dipodien, ein großer Fehler. Mag man nun auch über die erſten Worte denken, was man will — das qui ſteht nicht einmal in den Manuſcripten — die letzten vier Worte neque speravi neque credidi ſcheinen mir in kritiſcher Hinſicht unantaſtbar und nichts iſt ungeſchickter, als wenn Bothe zwiſchen neque und credidi ein illud einſchiebt. Der Ton der Worte aber ſcheint mir nur der ſein zu können, daß man ſchreibt néque speravi néque credidi. Es wäre nichts ſo Unerhörtes, wenn die erſte Sylbe des zweiten neque hier durch den Rhythmus verlängert worden wäre, da er, dem Zeugniß der Alten zufolge, dergleichen Dinge öfters gethan hat. Mir aber ſchien in dem qu urſprünglich ein Doppelconſonant, oder wenn man will, ein Conſonant mit einem Vocal zu liegen. Daher findet man relicuus, wie Bentley bemerkt hat, vierſylbig, delicuus nach Hermann elem. p. 390 desgleichen, ebenſo anticuum Bacch. II, 3, 27 wodurch Cas. prol. 7 und 13 ihre Stütze erhalten. Daß das u zur Zeit des Plautus überhaupt ſehr voll ausgeſprochen iſt, geht aus Formen wie miluus, miluina, larua, hervor. Am meiſten aber entſcheidet für die Doppelconſonanz der Umſtand, daß qu im Epidicus III, 4, 62 Poſition bildet:

potuit, plus iam sum libera quinquennium,

ein Vers, der ſich ganz ebenſo im C. A. findet. Von der Verlängerung der erſten Sylbe oder der dreiſylbigen Ausſprache des neque findet ſich freilich bei Plautus außer Mil. II, 6, 1 und Most. I, 3, 107, ſo viel ich mich erinnre, kein Beiſpiel, aber wohl bei Terenz, denn Ad. III, 4, 13 lautet im cod. Bembinus:

Neque faciam néque id sátis pie posse arbitror

ein Fall, der mit dem unſrigen genau übereinſtimmt, denn man ſieht, daß bei beiden die Steigerung des Gedankens in dem zweiten neque jene abnorme Verlängerung hervorgebracht hat. Hier wird geſagt: ich werde es weder thun, noch kann ich es thun, dort: ich hoffte es nicht, noch auch glaubte ich es. Pers. III, 1, 21 läßt der C. A. das me aus. Was hat nun aber wohl H. Ritſchl gegen ein dreiſylbiges neque, zumal mit doppelter Betonung des Verſes und des Sinnes einzuwenden, da ja quoniam ſeiner Meinung nach vierſylbig ſein kann? Bacch. II, 3, 65 ſchreibt er:

Quóniam vidimus aúro insídias fieri.

Ich kehre zu meiner Unterſuchung über den Rhythmus zurück. Wir haben oben bemerkt, daß eine an und für ſich lange Sylbe in der Sprache des gewöhnlichen

Digitized by Google

Lebens deshalb verkürzt werden kann, weil der Ton nicht auf ihr ruht. Ganz dieselbe Erscheinung wiederholt sich in den Versen. Auch hier kann eine Sylbe, auf welcher nur ein untergeordneter Ton liegt, verkürzt werden und es tritt dann metrisch ein Pyrrhichius an die Stelle des Jambus oder Trochäus. Dies findet nun in jambischen und trochäischen Versen an den ungleichen Stellen statt, und daher sieht man dieselbe z. B. im ersten Fuß des jambischen Senars:

Merc. IV, 2, 5 Solet hortator remiges hortarier.

Capt. prol. 5 Ut sit in bello, capitur alter filius.

im ersten Fuß des trochäischen Tetrameters:

Capt. III, 4, 87 Sed hoc primum me expurgare tibi volo, me insaniam.

Stich. IV, 2, 31 Per hanc tibi cenam incenato, Gelasime, esse hodie licet.

im dritten Fuß desselben:

Aulul. IV, 10, 49 Meus fuit pater Antimachus, ego vocor Lyconides.

im fünften Fuß:

Mil. II, 2, 87 Ut si illic concriminatus sit advorsum militem.

im siebenten Fuß:

Merc. III, 4, 63 Cur istuc coeptas consilium? Quia enim me afflictat amor.

Dies bezeugen bereits Quinctilian IX, 4, 76 und Diomedes p. 464, denn sonst könnten sie unmöglich die Worte des Cicero

Pro dii immortales, quis hic illuxit dies?

für einen Trimeter gehalten haben, da dieser den Trochäus im dritten Fuß hat statt des Spondeus.

Am meisten findet man nun freilich, daß an solchen Stellen zugleich ein Wort endet oder daß ein- und zweisylbige Wörter eintreten und dies kam wahrscheinlich daher, weil das Ohr bereits durch die Versenden, in denen man dieselben häufig findet, an die Verlängerung der in ihnen befindlichen Kürzen gewöhnt ist, — denn wo giebt es Versenden, die dem Klange nach häufiger wären, wie solet, pater, concriminatus sit? — aber der Fall kommt auch selbst in mehrsylbigen Wörtern vor, so z. B. in dierectus Men. II, 3, 87 in miseris V, 9, 73. Das merkwürdigste Beispiel dafür ist fieri (und fierem etc.), welches man mit langem i niemals anders als an ungleichen Stellen des Verses findet, während es mit kurzem i überall vorkommt. Auch trapezita hat, wie am besten aus Epid. I, 2, 40 hervorgeht, eine kurze erste Sylbe. Dennoch sagt Plautus Curcul. II, 3, 62, III, 36 und V, 3, 34

Eequem in Epidauro Lyconem trapezitam noverim
Lyconem quaero trapezitam. Dic mihi.
Me ipso praesente et Lycone trapezita. Non taces.

Man kann deshalb von mancher Sylbe, die nur an den ungleichen Stellen der jambischen und trochäischen Verse gefunden wird, nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie lang ist oder kurz. So fand Bentley Ter. Phorm. prol. 14 in allen Manuscripten:

Nullum invenire prologum potuisset novus

Digitized by Google

und ändert ganz gegen den Sinn der Stelle posset. Er hätte dies weder aus rhythmischen noch aus metrischen Gründen zu thun brauchen, denn rhythmisch wird die unbetonte Endsylbe von prologum dadurch nicht lang, daß ein Consonant darauf folgt, wie auch Bentley Eun. IV, 3, 12 bei virginem eingesehn hatte, und metrisch ist die erste Sylbe des Wortes prologus überhaupt nie lang gewesen. Man findet sie nur an den ungleichen Stellen jambischer Verse: wo sie einmal an die gleichen tritt, wählt man eine andre Form des Wortes. Deshalb sagt Pacuvius bei Festus:

Quid est? Nam me exanimasti prólogio tuo,

wie man statt examinasti corrigirt hat. — Mit dieser Ancipität der Sylbe in den ungleichen Stellen des jambischen und trochäischen Rhythmus ist nun endlich die an der vierten Stelle des jambischen Senars, die von Bothe ad Amphit. 483 und Kampmann annotatt. in Rudentem bemerkt worden ist, nicht zu verwechseln. Sie findet, wie aus den dort gesammelten Beispielen erhellt, nur zu Ende eines Wortes statt und bringt häufig den Hiatus mit sich. Sie characterisirt sich also schon von vorne herein als die Begleiterin einer Cäsur, die, wie ich glaube, der Comödie eigenthümlich ist.

Wenn man nun aber alle Möglichkeiten überschaut, denen ein rhythmisches Product, wie der Vers der Comödie, ausgesetzt ist, wenn man nur den einen Umstand erwägt, daß z. B. im jambischen Senar unmittelbar nach der Cäsur ebenso wohl der Trochäus in einen Pyrrhichius verkürzt werden konnte, wie andrerseits auch der Proceleusmaticus eintreten durfte, oder, wenn man will, der Ion. a minori, so wird man mich fragen: wo bleibt da der Vers? — Ich aber erwidre: er bleibt da, wo er hingehört: im Ohr des Musikers, nicht im Schema des Metrikers, und ich verweise auf Dionys. Hal. de comp. verb. c. 11, der Folgendes sagt: *ἡ μὲν γὰρ πεζὴ λέξις οὐδενὸς οὔτ' ὀνόματος οὔτε ῥήματος βιάζεται τοὺς χρόνους, οὐδὲ μετατίθησιν· ἀλλ' οἷας παρείληφε τῇ φύσει τὰς συλλαβάς, τάς τε μακρὰς καὶ τὰς βραχείας, τοιαύτας φυλάττει· ἡ δὲ ῥυθμικὴ καὶ μουσικὴ μεταβάλλουσιν αὐτάς, μειοῦσαι καὶ αὔξουσαι, ὥστε πολλάκις εἰς τὰ ἐναντία μεταχωρεῖν· οὐ γὰρ ταῖς συλλαβαῖς ἀπευθύνουσι τοὺς χρόνους ἀλλὰ τοῖς χρόνοις τὰς συλλαβάς.* Und wem kann es entgehn, welche Vortheile gerade die Comödie durch diese beinahe grenzenlose Veränderung ihres Metrums gewann? wie sie, des innewohnenden Rhythmus sicher und froh, mit dem buntesten Wechsel der verschiedenartigsten Formen spielen konnte? Was war das für ein weites Feld, wenn man auf der einen Seite einen Vers machen konnte, wie ihn nur die Schwere des Cothurns erträgt, ähnlich jenem: Proh di immortales! quis hic illuxit dies? — und auf der andern einen so ausgelassen komischen, wie: dic mihi, Philotis, ubi te oblectasti tam diu? — In diesen Dingen ist Terenz unerreicht. Sein Spiel mit den reizendsten Formen treibt er unaufhörlich und deshalb haben ihn die Alten auch wegen seiner Kunst und Anmuth gerühmt. Sogar die größten Gegner der Comödie, Horaz und Quinctilian, haben

Digitized by Google

das anerkannt: nur Herr Professor Ritschl „hat," wie er (Z. f. A. S. 754) sagt, „selbst seinen Trimetern häufig angemerkt, wie er sie im Schweiß seines Angesichts gezimmert."

Wenn es nun aber schon so schwer ist, den jambischen Trimeter der Comödie in seiner Proteusgestalt zu erfassen und zu begreifen, daß alte Metriker ihn deshalb gänzlich aufgegeben haben, so läßt sich leicht erachten, daß dies mit den sogenannten lyrischen Stellen der Comödie noch viel schwerer sein wird. Wie ihm diese im codex Ambrosianus vorgekommen sind, sagt uns Ritschl Z. f. A. S. 756 mit folgenden Worten: „Es sind in dem Palimpsest die Cantica und überhaupt die Scenen, die nicht aus den gewöhnlichen Trimetern und Tetrametern bestehn, mit einer so wunderlichen und befremdlichen Versabtheilung geschrieben, daß ich, nach vergeblicher Bemühung, darin Spuren alter Ueberlieferung zu finden, nur einen Versuch darin sehn kann, mit mangelhafter Kenntniß und nach oberflächlichen Aehnlichkeiten ein wohl oder übel gerathnes Surrogat der schon verlornen Anordnung des Dichters zu geben."

Hiergegen müssen wir zunächst bemerken, daß er nicht weiß, was Cantica sind; sonst würde er sie nicht ohne Weiteres unter die Scenen subsumirt haben, die nicht in gewöhnlichen Trimetern und Tetrametern geschrieben sind. Das einzige sichere Beispiel eines Canticums haben wir nach der Bemerkung des Donatus ad Ter. Hec. V, 3, 18 in dieser Scene, die der Bacchis gehört: gerade diese aber ist in gewöhnlichen jambischen Tetrametern geschrieben. Doch das thut hier nichts zur Sache: man versteht ungefähr, wo er hinaus will. Welche Garantie für die Urtheilsfähigkeit des Referenten bot uns nun aber seine Ausgabe der Bacchides? Hier finden wir V. 849 Quid fit? ducéntis Philippi rém pepigi. Vah, ein Senar, dem die letzte Sylbe fehlt, in der Note zu V. 970 werden die Worte (denn einen Vers kann man es nicht nennen) Ut sciás quae hic scripta siént nihil morór neque scíre vólo, vermuthlich auf die Autorität eines Schreibfehlers hin, der sich bei Cicero Quaest. Tusc. I, 44 findet, für einen trochäischen Septenarius ausgegeben, und was jene Versammlung von Asynarteten angeht, die man dort IV, 4, 8—18 antrifft, so hat sie, so viel ich sehn kann, vor den Botheschen Producten derselben Gattung durchaus nichts voraus, als den Vortheil der Kürze. Wenn wir daher hier, wie überall, an ihn nur die geringsten Anforderungen stellen, so werden es die sein, daß er eine richtige Versabtheilung, die sich in den besten Manuscripten findet, nicht so ganz verkennt, um eine schlechtere an ihre Stelle zu setzen, und daß, wenn er im C. A. eine bessere Versabtheilung, zumal mit Veränderung des Textes, gewahr wird, als in den späteren Manuscripten, er ihr wenigstens das Recht zukommen läßt, das ihr ohne Widerspruch gebührt. In beiden Punkten aber hat er bereits gefehlt.

Stich. I, 1, 22—28 ist, wie er selbst berichtet, Alles in anapästische Dimeter abgetheilt, eine Abtheilung, die, wie er hinzusetzt, sich gerade so im cod. vetus erhalten hat und demnächst in unsre Vulgate übergegangen ist, wo sich jedermann von ihrer Richtigkeit überzeugen kann. Noch mehr. Auch die

Digitized by Google

beiden vorhergehenden Verſe, wie die drei folgenden beſtätigen dies. Wenn man einige höchſt unbedeutende Veränderungen macht, zu V. 20 das fac aus 21, zu 32 das neque aus 33 zieht, ſo erhält man, wie Hermann bereits gezeigt hat, hier ein geſchloßnes Syſtem von 14 anapäſtiſchen Dimetern, an dem ſelbſt der ſtrengſte Metriker nichts mehr auszuſetzen findet. Was beginnt nun unſer Idealiſt? Er macht daraus durch allerhand Umſtellungen, Auslaſſungen und Zuſätze bacheiſche Tetrameter, die folgendergeſtalt ausſehn:

Ne lácruma, sorór, neu tu id ánimo tuó fac,
Quod tibi tuus patér facere [nunc mali] minátur.
Spes ést melius fácturum eúm: novi ego illum.
Istaéc ioculo dícit: neque ille sibi méreat
Persárum montés, qui aurei ésse perhibéntur,
Ut istúc faciat, quód tu metuís. Tamen si fáciat,
Minumé decet irásci: neque id ímmerito evéniet.
Nam nóstri ut domo ábierunt, hic tertius ánnust.
Ita út memoras. Quom ípsi intereá vivant, váleant,
Ubi sint quid agant écquid agant, néc participánt nos
Nec rédeunt.

Zum Verſtändniß muß noch bemerkt werden, daß nostri nach der dem Verskünſtler eigenthümlichen Vorneigung für Ellipſen, „unſre Männer" zu überſetzen iſt. Und dennoch iſt dieſe Stelle nicht einmal die mißlungenſte. Im Anfang der Comödie nämlich giebt der C. A. folgende Versabtheilung:

Credo égo miserám
Fuisse Pénelopám,
Soror, suo éx animó
Quae tam díu viduá
Viro súo caruít.
Nam nos eius animum

Das ſollen nun nach Ritſchls Dafürhalten „offenbar Choriamben mit zweiſylbiger Baſis" ſein. Man möchte fragen, für wen? — doch für den Grammatiker nicht, der den C. A. redigirte! Denn da die Baſis in der Bedeutung, wie Ritſchl das Wort gebraucht, überhaupt erſt ſeit dem Jahre 1816 exiſtirt, ſo kann man doch nicht annehmen, daß jener Grammatiker etwas davon gewußt hat. Die erſten fünf Kola ſind dagegen nichts als anapäſtiſche Monometer, denn der Recenſent des C. A. iſt der Meinung geweſen, daß der Auftact des anapäſtiſchen Verſes, der von vorne herein auf einen Pyrrhichius Anſpruch hat, keine geringeren Freiheiten im Sylbenmaaß verſtattet, als der jambiſche. Er hat ihm daher den Jambus, den Trochäus und ſelbſt den Spondeus gelaſſen und wenn man bedenkt, daß der letztere aus zwei einſylbigen Worten gebildet iſt, die für die Rede eine ſehr untergeordnete Bedeutung haben, alſo in Folge deſſen vom Rhythmus leicht verkürzt werden können, ſo wird man ihm darin nicht Unrecht geben können. Der Recenſent des

Digitized by Google

cod. vetus hat dies nicht mehr verſtanden, ſondern ohne Weiteres die ſechs Kola in drei zuſammengezogen, wodurch denn namentlich das fünfte und ſechste Kolon, die niemals zuſammengehört haben, zu Einem Verſe verbunden worden ſind, denn die Monometer enden ſichtlich mit dem fünften Kolon und das ſechste iſt urſprünglich mit dem Folgenden verbunden geweſen. Was beginnt nun unſer Metriker mit dieſen fünf Monometern und der folgenden Zeile? Er macht aus ihnen zwei bacheiſche Tetrameter und einen Dimeter folgender Geſtalt:

Credo égo fuisse míseram Penélopam, sorór, suo
Ex ánimo, quae tám diu viró vidua cáruit.
Nam nós eius ánimum

Und dergleichen Dinge ſchickt er uns aus Mailand ein, mit der Bemerkung, daß die Versabtheilungen im C. A. wunderlich und befremdlich wären.

Der andre Fall kommt im Trinummus vor. Die Schlußverſe von IV, 1, lauten, wenn man die Schreibfehler und ſonſtigen Verſehn des cod. vetus mit Zuhülfenahme der andern Manuſcripte corrigirt, ſo:

Set quis hic est, qui in plateam ingreditur cum novo ornatu specieque simul?
Pol quamquam domum cupio opperiar quam hic rem gerat.

Der C. A. giebt die Stelle dagegen, wenn man das Wort agat, das als Interpretament von gerat in den Text gedrungen iſt, fortläßt, in folgender Geſtalt:

set quis hic est, qui in plateam ingreditur
cum novo ornatu specieque simul?
Pol, quamquam domi cupio, opperiar.
Quam hic rem gerat animum advortam.

Ritſchl Par. p. 552 zweifelt anfangs noch, ob dies nicht vielleicht trochäiſche Dimeter ſein ſollten, wenn ſchon es bei dem zweiten und vierten rein unmöglich iſt; endlich kommt er aber doch dahin, einzuſehn, daß es anapäſtiſche Dimeter ſind. Trotz dem nun, daß dieſe Verſe, ſeinem eignen Geſtändniß zufolge, durchaus nichts gegen ſich haben, braut er dennoch aus ſämmtlichen Manuſcripten folgende trochäiſche Tetrameter zuſammen:

Set quis hic est, qui in plateam ingreditur cum novo ornatu specieque?
Pol, quamquam domi cupio, opperiar: quam hic rem agat, simul ánimum advortam.

Was in der Welt berechtigt ihn nun wohl zu der Umſtellung des simul, das ja hinter den Worten ornatu specieque ganz an ſeiner Stelle iſt? Was entſchuldigt ihn, agat ſt. gerat in den Text aufgenommen zu haben, da die Handſchriften außer dem C. A. nur gerat anerkennen und da es wohl wahrſcheinlich iſt, daß man rem gerere durch rem agere aber nicht umgekehrt rem agere durch rem gerere erklärt hat? Was konnte ihn dazu vermögen, an dieſer Stelle einen Rhythmus zu ändern, der ihr durchaus angemeſſen iſt? Haben die Griechen nicht bei dem Uebergange von einer Scene in die andre, bei der Ankündigung neuer Perſonen, überall anapäſtiſche Dimeter? Warum muß nun Charmides dieſe Worte durchaus in den acatalectiſchen Tetrametern ſprechen, aus denen ſein ganzer Monolog beſteht, da ſie

Digitized by Google

doch einen ganz andern Character haben? Und wenn es noch an einer Parallelstelle im C. A. fehlte, wo wir ganz dieselbe Situation und ganz denselben Wechsel des Rhythmus haben! Pseud. II, 1 endigt in der Vulgate mit folgenden drei Versen, die wahrscheinlich, wie die vorhergehenden, trochäische Tetrameter sein sollen:

Quae post mihi clara et diu clueant. Sed hunc quem video, quis hic est,
Qui oculis meis obviam ignorabilis obiicitur? libet scire,
Quid hic velit cum machaera et huic, quam rem agat, hinc dabo insidias.

Der C. A. dagegen beschließt den vorangegangnen trochäischen Rhythmus mit der Clausel

quae post mihi clara et diu clueant

und fährt dann mit Anapästen folgender Gestalt fort:

Sed hucc quem video, quis hic est, qui oculis meis obviam ignobilis obicitur.
Lubet scire, quid hic veniat cum machaera et huic, quam rem agat, hinc dabo insidias.

Allerdings sind nicht alle Verbesserungen in der Versabtheilung des C. A. von so schlagender Evidenz, wie die hier behandelten Fälle, aber im Ganzen wird Niemand, dem es nicht an aller Einsicht fehlt, leugnen, daß er auch in dieser Hinsicht unendlich hoch über den Palatinen steht.

Ich habe oben mein Urtheil über Ritschls Collationen aus dem C. A. abgegeben: jetzt einige Worte über ihn als Metriker! — Ich glaube, daß Alles gesagt ist, wenn man ausspricht: er hat dazu keinen Beruf. Ohne alles Talent für die Sache, ohne sinnliche Erfahrung, ohne musicalische Vorbildung hätte er besser gethan, einer Kunst fern zu bleiben, die sich mit dem Verstande allein nicht erfassen läßt. Dennoch hätte er es, bei guter Anleitung, in diesen Dingen zu einiger Routine bringen können, wenn er nicht zu Bentley in die Schule gekommen wäre, der, weil er immer unbewußt handelt, zu nichts weniger taugt, als zum Lehrer. Daher hat sich denn der übel berathne Scholar durch Versprechungen auf metrische Correctheit blenden lassen und nicht bemerkt, wie sehr man ihn getäuscht hat. Ja! mehr als das! Bei einem gewissen Hange zur Peinlichkeit ist er noch über die Vorschriften seines Lehrers hinausgegangen und hat nun in seinem Streben nach dem metrischen Ideal Anforderungen an das Schema, Behauptungen über die Prosodie aufgestellt, bei denen er dem Vorwurf der größten Verkehrtheit nicht mehr entgehn konnte.

Es ist jetzt noch der letzte Punkt zu erörtern: der Werth des C. A. als Textesrecension, im Verhältniß zu späteren Handschriften. Hermann hat bereits, praef. ad Trin. p. IV, die Bemerkung gemacht, daß es keine Art von Corruptelen gäbe, die sich nicht im Text des Plautus nachweisen ließe: Lücken, Interpolationen, Umstellungen und Aenderungen sind dergestalt an der Tagesordnung, daß ein jeder einsehn muß, wie hier nicht mehr zufällige Versehn der Abschreiber, sondern eine vorgefaßte Absicht der Redactoren im Spiele war. Hermann erklärte dies Factum daraus, daß Metriker, die mit den Gesetzen der Prosodie unbekannt waren, nach

Digitized by Google

willkürlichem Ermessen den Text des Dichters zurechtgestutzt hätten und sprach dabei das treffliche Wort aus: Quo antiquior, eo ferme emendatior Plauti lectio est.

Ritschl entgegnet hierauf Z. f. A. S. 755 mit folgenden Worten: „Ich habe schon früher geleugnet, daß dies der Fall sei in der jüngsten, interpolirten Handschriftenfamilie, deren Verderbnisse zwar auf eigenmächtige, aber lediglich in der Absicht gemachte Veränderungen zurückgehn, um ein oft bis zur Sinnlosigkeit entstelltes Original überhaupt lesbar zu machen und Gedanken irgend einer Art hineinzubringen. Wir kennen dies Original, sofern es im Wesentlichen durchaus identisch ist mit den Palatinischen oder noch genauer, mit der Heidelberger und der Orsinischen Handschrift. Aber auch in diesen habe ich nirgend eine Spur metrischer Aenderungen angetroffen; vielmehr erklärt sich die Gestalt des Textes auf dieser mittleren Stufe einerseits aus dem Umschreiben der Uncial- in die Cursivschrift, anderntheils aus dem materiellen Zustande eines sei es verlöschten oder zerrißnen, kurz eines häufig unleserlichen und dabei lückenhaften Originals, welches die Recension des Calliopius enthielt, aber nur fahrläßig und kenntnißlos, nicht mit bewußter Willkür copirt und weiterhin vervielfältigt wurde. Die Verderbnisse endlich des Palimpsests sind ebenfalls auf die zufälligen Veranlassungen, die in der Beschaffenheit der Plautinischen Sprache selbst liegen, zurückzuführen. Alle diese Verderbnisse sind zwar durch Unkunde des Metrums indirect befördert worden, aber nicht direct aus ihr und einer eingebildeten Kenntniß desselben hervorgegangen. Auch mußte es bedenklich scheinen, in größerer Ausdehnung Correcturen zur Herstellung des Metrums anzunehmen, die doch dasselbe fast überall und ohne Ausnahme gröblich verderben, die dabei auch gar nicht etwa von einer gleichmäßigen Beschaffenheit sind, welche auf das Vorherrschen bewußter und bestimmter, wenn auch falscher Ansichten schließen ließe, wie sich dies etwa beim Triclinius verfolgen läßt."

Um zunächst von der Textesgestalt der Palatinen zu sprechen, die Hermann allein im Auge haben konnte, da er den C. A. nicht kannte, so ist in dem Vorstehenden zwar die Begründung des Factums, das er bemerkt hatte, geleugnet, aber das Factum, um das es sich handelt, keineswegs vollständig erklärt. Das Verderbniß der Palatinen, sagt Ritschl, schreibt sich daher, weil man einen lückenhaften, unleserlichen Text vor sich hatte und damit beschäftigt war, die Uncialschrift in die Cursiv- (oder richtiger Fractur-)schrift umzusetzen. Wohlan! Daraus erklärt es sich, daß man Lücken im Text gelassen hat, wo er unvollständig war, daß man sich verschrieben hat, wo man falsch las, daß unrichtige Wortabtheilungen, willkürliche Interpunctionen und Mißverständnisse aller Art entstanden: aber woher kommen denn nun die Interpolationen, die doch unzweifelhaft vorhanden sind, woher die Umstellungen, die gerade dem Text des Plautus so eigenthümlich sind? — Hierauf erhalten wir die Antwort in dem Folgenden, indem sowohl die Verderbnisse des Palimpsests wie die der Palatinen auf die zufälligen Veranlassungen zurückgeführt werden, die in der Plautinischen Sprache selbst liegen, ein Punkt, über den sich Ritschl S. 748 folgendermaßen ausgesprochen hatte:

Digitized by Google

„Es steht dürftig und unscheinbar aus, wenn im Allgemeinen als Hauptresultat die Gewißheit gegeben werden muß, daß es Auslassungen, Umstellungen, Vertauschungen und Zusätze im Kleinen sind, auf denen das gemeinste und durchgehendste Verderbniß des Textes beruht: eine Gattung von Veränderungen, deren Grund in der Regel nicht tiefer zu suchen ist als in der Natur der Plautinischen Umgangssprache selbst. Denn wenn diese einerseits in ihrer legèren, behaglichen, an Füll- und Flickwörtern reichen Breite Verkürzung und Umstellung neben gleichgültiger Vertauschung ebenso leicht veranlaßte, als ohne wesentlichen Eintrag des Sinnes, wie jede Rede des gewöhnlichen Lebens, vertrug, so war es andrerseits die mit jenen Eigenschaften nicht in Widerspruch stehende Gemessenheit, Körnigkeit und (für die Folgezeit) Seltenheit der altrömischen Ausdrucksweise, so wie hie und da die Lebhaftigkeit eines mehr sprung- als schrittweise durchgeführten Dialogs, wodurch neben Vertauschungen andrer Art frühzeitig erklärende Zusätze hervorgerufen wurden."

Ich will mich nicht damit aufhalten, nachzuweisen, daß trotz der Behauptung des Referenten eine an Füll- und Flickwörtern reiche Breite in der That mit der Gemessenheit des Ausdrucks in starkem Widerspruch steht: der Sinn dieser Worte ist in Kurzem der, daß die wechselnden Formen der Umgangssprache, verbunden mit der Unverständlichkeit einzelner Ausdrücke, für die Folgezeit jene Veränderungen des Textes hervorgebracht haben sollen, die Hermann bemerkt hat. Aber wer würde, wenn der Name des Plautus nicht ausdrücklich genannt wäre, nicht vermuthen, daß hier von den Rhapsodien des Homer oder überhaupt von der Ueberlieferung einer Poesie die Rede ist, die von Mund zu Mund, nicht von einem Manuscript ins andre überging? Was um Alles in der Welt sollte wohl einen Grammatiker dazu vermögen, ein, in geschloßnen Versabtheilungen vorliegendes Manuscript des Plautus seiner eignen Ausdrucksweise anzupassen, den Text mit allerhand Interpretamenten zu durchschießen, die Wörter umzustellen und was sonst noch für Veränderungen vorkommen mögen? Das Alles paßt ja so ganz und gar nicht auf schriftliche Ueberlieferung, daß man in der That nichts Anderes thun kann, als was Ritschl gethan hat: da, wo Hermann eine bewußte Absicht supponirte, läßt er den Zufall eintreten, der gerade dem Text des Plautus so übel mitgespielt hat, daß in manchen Fällen kein Stein auf dem andern geblieben ist.

Andrerseits aber hat Ritschl in Bezug auf den Palimpsest vollständig Recht, wenn er sagt, „es sei bedenklich, in seinen Abweichungen Correcturen zur Herstel„lung des Metrums anzunehmen, da sie dasselbe fast überall und „ohne Ausnahme gröblich verderben." Ein Metriker ist es also gewiß nicht gewesen, der diese Textesrecension gemacht hat.

Um nun meine Ansicht von der Sache mit wenig Worten auszusprechen, so bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß der codex Ambrosianus des Plautus und der codex Bembinus des Terentius sich wesentlich und im Princip von der Textesrecension späterer Manuscripte unterscheiden und zwar in sofern, als jene

Digitized by Google

vom rhythmiſchen, dieſe vom metriſchen Standpunkt aus gemacht ſind, wobei ſich namentlich in Bezug auf das Proſodiſche ſchon eine blinde Verfolgungsſucht gegen den Hiatus kund giebt. Dies iſt bei allen abſichtlichen Abweichungen der ſpäteren Manuſcripte von dem Grundtext die einzige Quelle ihrer Umgeſtaltung, dieſe mag nun in Auslaſſungen, Zuſätzen, Umſtellungen oder worin ſonſt beſtanden haben, denn daß man kein Mittel unverſucht gelaſſen hat, um die von älteren Grammatikern ſupponirte metriſche Form dieſer Gedichte herzuſtellen, liegt am Tage: die Tendenz jener Veränderungen aber zeigt auch, daß alle dieſe Mittel nöthig waren. Denn anders, als dieſe Grammatiker verfuhren, würde auch heute noch Niemand verfahren können, der ſich z. B. vornähme, die Göthe'ſchen Gedichte nach den Principien zu redigiren, die ſich der Herr v. Platen bei der Abfaſſung der ſeinigen vorgeſetzt hat. Er würde eine Menge von Wörtern, die dem Sinne in grammatiſcher Hinſicht entbehrlich ſind, ſtreichen, andre zuſetzen müſſen, er würde einzelne Ausdrücke ändern, aber beſonders oft die Worte umſtellen müſſen, damit dem metriſchen Schema Genüge geſchähe und Verſtöße gegen die Quantität vermieden würden. Dies iſt, wenn man es mit Einem Wort ſagen ſoll, die Geſchichte der Texteskritik des Terenz von Calliopius bis auf Bentley und ebenſo die des Plautus von dem unbekannten Redacteur der Palatiniſchen Handſchriften an bis auf die noch zu erwartende Ausgabe des Plautus von Ritſchl. Daß damit freilich in der Sache ſelbſt nur Rückſchritte geſchehn konnten, liegt zu Tage und wer ſich davon überzeugen will, den bitte ich, nach Rom zu gehn und die Textesrecenſion des codex Bembinus mit der von Bentley zu vergleichen: er wird auf der erſten Seite gewahr werden, daß dort ein Geiſt herrſcht, dem ſich die Bentleyſche Emendationsmethode diametral entgegenſtellt.

Ich kann mir bei dieſer Gelegenheit nicht verſagen, eine Stelle aus dem codex Bembinus mitzutheilen, die zeigt, wie wenig dies koſtbare Manuſcript eigentlich benutzt und zur öffentlichen Kenntniß gelangt iſt. Heaut. V, 2, 44 und 45 lautet nämlich vor Bentley:

In mentem venit: nam quam adulescens maxime spe situs erit,
Tam facillume patris pacem in leges conficiet suas.

Bentley berichtet, daß ſeine codd. namque und nicht maxime ſondern quam in minima hätten. Er entſchließt ſich daher zu folgender Lesart:

In mentem venit: namque adulescens quam in minima spe situs erit,
Tam difficillume patris pacem in leges conficiet suas.

Der cod. Bembinus dagegen hat, wie Faernus bereits bemerkt, gerade jenes maxume, darüber ein quam und dann, wie ich geſehn habe, die Worte huic vana haec suspicio. Der nächſte Vers beginnt mit erit. Ich würde mir daher erlauben, folgende Lesart in Vorſchlag zu bringen.

In mentem venit: nam quam maxume huic vana haec suspicio
Erit, tam facillume patris pacem in leges conficiet suas.

Der ganze Spuk kommt daher, daß der Schreiber adulescens ſtatt quam in den Text geſetzt hat. Dies wurde vom Corrector ſpäter übergeſchrieben, aber jenes

Digitized by Google

vergaß man auszuſtreichen, oder ſtrich vielmehr ſtatt deſſen, ſonderbar genug, huic durch. Außerdem iſt zu bemerken, daß von vana der letzte Buchſtab fehlt.

Doch dies beiläufig. Wenn ich aus dem C. A. alle die Stellen anführen wollte, in denen, wie Ritſchl ſagt, das Metrum gröblich verdorben wird, ſo würde ich kein Ende finden. Ich will daher nur ein Beiſpiel vorführen, um die Principien, welche hier walten, gegen die in den Palatinen befolgten herauszuſtellen: Merc. II, 1, 40 hat der C. A. folgende Wortſtellung:

Amavi quidem hercle ego olim in adulescentia.

Der Recenſent des C. A. hat gewiß ſo gut, wie irgend jemand, gewußt, daß das i zum Schluß von amavi lang iſt: die Schreibart des langen i als ei iſt, wie Ritſchl bereits bemerkt hat, gerade im C. A. ſehr häufig und in vielen Fällen, wo ſie in den Palatinen nicht mehr vorkommt. Er ließ aber dieſen Creticus ſtatt des Anapäſten in der zweiten Stelle, weil er wußte, daß die erſte Sylbe deſſelben rhythmiſch verkürzt werden konnte. Der Recenſent der Palatinen dagegen, dem es ums Metrum und nicht um den Rhythmus zu thun war, ſchrieb:

Amavi hercle equidem ego olim in adulescentia

und aus ſolchen unglücklichen Producten iſt nun bei einigen Auslegern des Plautus die Meinung entſtanden, der Dichter habe, des Metrums wegen, auch equidem ſt. quidem gebraucht, eine Wortform, die, wie Bentley bereits bemerkt hat, einer Epoche angehört, in welcher unſre Manuſcripte redigirt und niedergeſchrieben ſein mögen, aber nicht der des Plautus.

Jetzt können wir auch die andern Aeußerungen, welche Ritſchl über den Werth beider Textesrecenſionen im Einzelnen macht, näher würdigen. „Es fehlt" ſchreibt er a. a. O. S. 746 „keineswegs an Beiſpielen, die noch jetzt einen unleugbaren Vorzug der Palatini begründen, wie wenn dieſe in Pseud. I, 4, 4 Quoi neque paratumst quicquam certi consili für quicquam das gewählte gutta geben, oder häufig archaiſtiſche Formen erhalten, die im Palimpſeſt auffallender Weiſe ziemlich verwiſcht ſind. Denn mit Ausnahme des EI für ein langes I, welches beſonders in gewiſſen Stücken häufig wiederkehrt, nähert ſich die Orthographie des Palimpſeſts in mancher Rückſicht der gemeinen viel mehr an, als man erwarten ſollte, ſo daß z. B. das durch die Palatinen beglaubigte med, aus ihm, ſo viel ich mich jetzt entſinne, nur durch Cas. I, 2 zu belegen iſt, während auf der andern Seite der Fall viel häufiger iſt, daß ſeltne Formen oder verdächtige Conſtructionen, die man bisher aus den Palatinen ſchöpfte, auf bloße Schreibfehler hinauslaufen."

Ich habe den letzten Worten nur hinzuzuſetzen, daß ich eben dahin auch unplautiniſche Metaphern zähle, wie die Wendung guttam consilii parare. Im Uebrigen mache ich mir von dieſer Geſtalt der Dinge, die der Referent unerwartet und auffallend fand, folgende Vorſtellung: der Text des codex Ambrosianus und der des codex Bembinus wurde ſeinem weſentlichen Inhalt nach zu einer Zeit redigirt und geſchrieben, wo die Comödien des Plautus und Terenz noch auf der Bühne waren, was bekanntlich ſehr lange der Fall geweſen iſt. Da man damals nicht mehr altrömiſch ſprach, ſo wurden die Comödien natürlich auch nicht mit altrömiſcher Ausſprache auf-

Digitized by Google

geführt und wir finden demgemäß in den ältesten Manuscripten im Ganzen die Orthographie aus der Kaiserzeit. Daß der Recensent des C. A. ebenso wenig wie der des C. B. die Form med st. me in Gebrauch nahm, kommt besonders daher, weil sie beide gar keine Furcht vor dem Hiatus hatten. Sie lebten in dieser Beziehung in einer Unbekümmertheit, die dem guten Ritschl grauenhaft gewesen sein muß. Wenn dieser nun aber meint, daß sich in den Palatinen noch archaistische Formen erhalten hätten, die man in jenen älteren Manuscripten nicht mehr findet, so streitet das gegen alle historische Wahrscheinlichkeit. Ich glaube vielmehr, daß gerade dieser Archaismus das Werk jener Grammatiker war, die damit ihre metrischen Correcturen aufstutzen wollten, weil sie recht gut wußten, was sie dem Text andrerseits genommen hatten.

Herr Ritschl fährt fort: „Mein ungefährer Ueberschlag wird nicht überraschen, daß von den Verderbnissen des Plautinischen Textes, wie er uns in den Palatinischen Handschriften vorliegt, etwa die Hälfte durch die Lesarten des Palimpsests gehoben wird, die andre Hälfte aber noch über seine Zeit hinaufgeht. Zugleich ist hierbei zu bemerken, daß die Verbesserungen nichts weniger als gleichmäßig vertheilt sind; der Zufall hat hier ein wunderliches Spiel getrieben, so daß stellenweise der Text ganz rein und dann wieder stellenweise von dem der Palatini wenig verschieden ist."

Es ist sonderbar, daß Hr. Ritschl, der doch sonst in historischen Combinationen eine große Stärke besitzt, hier fortwährend den Zufall als einzigen Recensenten des C. A. angibt. Sollte denn gar kein vernünftiger Zusammenhang in einem Manuscript sein, das doch am Ende von Menschenhänden geschrieben ist? Ich glaube, die Sache wird sich so verhalten, daß die eine Hälfte der Stellen, die durch den C. A. nach Ritschls Angabe verbessert wird, Lücken ausfüllt, die sich in den Palatinen nur zu häufig finden, und Schreibfehler corrigirt: die andere, die nach Ritschls Meinung noch zu verbessern ist, wird wahrscheinlich, vom rhythmischen Standpunkt aus angesehn, keiner Verbesserung mehr bedürfen. Ich für mein Theil wenigstens habe dazu selten genug Veranlassung gesehn.

Was jetzt noch zu sagen ist, betrifft nur die nothwendigen Folgen, die aus der Ueberzeugung Ritschls in Bezug auf die Emendation des Textes hervorgehn. Da es seiner Meinung nach der Zufall ist, dem die Manuscripte in kritischer Hinsicht ihre Entstehung zu verdanken haben, so wird es Niemanden mehr überraschen, wenn er die Ueberlieferung im Ganzen „eine unvernünftige" nennt, (Rh. M. S. 137) und sie als solche behandelt, denn nur mit einem ganz sinnlosen Text würde man sich eine kritische Zurechtstellung erlauben dürfen, wie er es mit der ersten Scene des dritten Acts der Mostellaria Par. p. 487 sqq. gethan hat, vieler andrer Beispiele nicht zu gedenken. Doch es ist Zeit, eine Polemik zu beenden, die keinen Zweck mehr haben kann, nachdem die Prinzipien, um die es sich handelt, auf beiden Seiten dargelegt sind. Lassen wir ihn ruhig gewähren und trösten wir uns über die Verirrungen seines Scharfsinns: „es muß auch solche Käuze geben!" —

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

Digitized by Google

Druck- und Schreibfehler.

S. 15, Z. 14 lies Aemelio ſt. Aemilio.
= 18, = 30 = 17 ſt. 171.
= = = 35 = würde ſt. hatte.
= 29, = 3 u. 14 Ritſchl ſt. Riſchl.
= 30, = 20 iſt ſelbſt zu ſtreichen.
= 32, = 30 lies eben ſt. oben.
= 33, = 12 iſt nach macht einzuſchieben Par. p. 453.
= 36, = 29 lies unſres ſt. unſrer.
= 59, = 15 = Bacchius ſt. Amphibrachys.
= 61, = 33 = solūtūst ſt. solutust.
= 63, = 2 = Eunuch ſt. Eunun.
= 68, = 16 = iſt das Comma vor und zu ſtreichen.
= 78, = 13 = lies welches ſt. welcher.
= 97, = 19 = iſt das Comma hinter Folgezeit zu verſetzen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google